

[GEORGE BERNARD SHAW
ZUM SIEBZIGSTEN GEBURTSTAG]

Ehre zu bezeigen, den Rang zu salutieren, Honneurs zu erweisen, gehört zu den schönsten Genugtuungen des Herzens. Ohne Heuchelei, es gewährt viel reineres Vergnügen, als Ehre zu empfangen. Das macht einen heißen Kopf, überlastet das Selbstgefühl, und man denkt nur: »Kinder, Kinder –!«

Vielleicht empfindet auch der Mann so, dem heute die geistige Welt huldigt. Er muß uns erlauben, egoistisch zu sein. Er erntet, was er gesät hat, und hätte uns weniger wohl tun dürfen, wenn er beabsichtigte, heute den Spröden zu spielen.

Die Eitelkeit »dabei zu sein« ist äußerlich schwer zu unterscheiden von dem echten Glücke, es dahin gebracht zu haben, daß man loben und ehren darf. Daß man sich doch dem Guten soweit zu nähern vermochte, um daran teilzuhaben und sich in Stunden wie dieser ein wenig »vom Bau« fühlen zu dürfen, vom Bau des Guten.

Ja, ich bin glücklich, heute »dabei zu sein«, zum Danke zugelassen zu werden und zum Bekenntnis. Die hellsten und geistig heitersten Theaterstunden meines Lebens waren die, welche ich vor den Werken Bernhard Shaws verbrachte. Diesen allerfreiesten und lustig-wahrhaftigsten Geist zum 70. Geburtstag zu grüßen, vereinigt sich mit Freuden das ganze höhere Deutschland.

München 29.IV.26

Thomas Mann 25

PARISER RECHENSCHAFT

Es ist nur, daß ich es nicht vergesse. Ich will, solange ich es noch Stunde für Stunde am Schnürchen habe, das turbulente Diarium dieser neun Tage doch wiederherstellen und festhalten, da sie immerhin für meine Verhältnisse ein Abenteuer ersten Ranges bedeuteten. Es sind Verhältnisse, unter denen alle Wirklichkeit, alles Leben nach außen und Erleben von außen diesen Charakter gewinnt. Ich habe es einmal in nachlässigen Versen gesagt, daß den Träumer Wirklichkeit träumerischer dünke als jeder Traum und ihm tiefer schmeichle. Lassen wir es gut sein, daß diese kindische Eitelkeit auf das Wirkliche ihre Rolle spielt bei Lebensunternehmungen wie dieser, welche man also nicht allzu moralisch als Leistungen des Gehorsams und Pflichtgefühls sich aufputzen und vorempfinden darf, obgleich ihnen etwas von moralischer Gewaltsamkeit und Unnatur zweifellos anhaftet . . . Und doch, die Wagnerschen »Geistesfreuden«, das »würdig Pergamen«, ist das der Friede? Die Literatur, der Traum, das Werk, ist das kein Abenteuer? Habe ich je zu schreiben aufgehört, ohne mir zu sagen: Na, lange treib' ich's nicht mehr? Nicht abenteuerlich sind am Ende nur die Strecken entspannten Alltags und farbloser Regelmäßigkeit zwischendurch; ein Wunder eigentlich und Zeichen von zähem Fond, daß man nicht abgelebter ist.

Jetzt freilich bin ich denn etwas krank. Man glaubte aktiv bleiben und da nur fortfahren zu können, wo man digressiv verweise aufgehört; aber der Körper, dies sonderbar selbständige Ich neben dem andern, das in der knabenhaftesten Weise oben hinaus will, wußte es besser und hat »uns« auf dem Wege einer kleinen Infektion für acht oder zehn Tage Bettruhe verschafft. Es ist die Grippe, wie sie jetzt umgeht: mit niedrigen

Übertemperaturen, langwierigen Affektionen der Luftwege und gastrischen Störungen, nicht schwer genug, um den Geschmack an der Zigarette ohne Rest zu verderben. Im Grunde, ich bin schon nicht mehr ärgerlich. Ich kann meine verwahrloste Korrespondenz in Ordnung bringen, komme endlich 5 einmal wieder dazu, »Abdias« und »Salambo« zu lesen und kritzele dies an der zum Pulte schräg gestellten Platte des über das Bett zu schiebenden Spezialtisches, an dem ich auch meine Mahlzeiten nehme und der mir als Sinnbild einer Konzentration erscheint, die nur das Krankenzimmer gewährt. 10

In Mainz hatte ich Heidelberg, Köln und Marburg hinter mir, erfreuliche Aufenthalte, reich an Gesichtern und Gesichtern, der Hauptaffäre absichtlich vorgeordnet. Keine Plötzlichkeiten. Aus dem Münchener Arbeitszimmer und Isarufergehölz 15 nicht unvermittelt in die Pariser Aktion. Man muß einen Anlauf schaffen, sich in Gang setzen, das Reden wieder lernen, sich geläufig machen. Am vierten Schauplatz war ich schon abgebrüht, umgänglich, schamentwöhnt in Hinsicht auf ein schwatzhaftes Ungefähr des Ausdrucks, zugleich katarrhalisch und geschmeidigt. Ich traf dort mit meiner Gefährtin zusam- 20 men, die mich in die französische Hauptstadt begleiten sollte. Das war neu und glücklich. Ich war auf dergleichen Wegen so gewöhnt, sie fern daheim zu wissen, daß ihre Gegenwart, obgleich natürlich vereinbart, eine heitere Unwahrscheinlichkeit gewann. Begegnung denn also wahrhaftig in der Halle des 25 »Hofs von Holland«, Rheinstraße, als ich abends mit Herren des Vorstandes aus der Vorlesung zurückkehrte – in jenem Zustand von Erhitztheit und Erleichterung, der dem Kontakt mit einer sinnlichen Öffentlichkeit zu folgen pflegt. Ich will die Reize nicht verleugnen, die das Befahrnis in seinen verschiedenen Stadien noch heute für mich besitzt, obgleich die

Annehmlichkeit dieser Stadien gelinde gesagt ihre Grade hat. Das Bild vom »Sprung ins kalte Wasser« hat viel Zutreffendes. Die zehn Minuten im Wartezimmer, während das Murmeln des Saals durch die geschlossene Tür dringt, erinnern stark an 5 die Gefühle lustiger Beklommenheit, mit denen man sich in einer Kabine entkleidet und fröstelnd am Ufer zögert. Aber dann tummelt man sich im Elemente warm, und in der wohligen Erschlaffung, die folgt, kommt die Verwandtschaft auf ihren Gipfel. Sechshundert oder auch tausend Menschen an- 10 derhalb Stunden lang ohne Unterbrechung durch das gesprochene Wort in Atem zu halten, zusammenzuhalten, daß sie nicht auseinanderstreben, die Gemeinschaft genauen Lauschens sich nicht lockert, ist eine bedeutende körperliche Anstrengung. Husten im Saal ist ein Zeichen beginnender Auf- 15 lösung der Disziplin und mit allen durch das Material gegebenen Mitteln hintanzuhalten. Heiterkeit muß sich akkumulieren; ihr Sichgehenlassen würde ebenfalls Entspannung bedeuten, weshalb sie im Ausbrechen durch rasches Weitergehen zu ersticken ist, d. i. durch die Bedrohung, in entfesseltem 20 Zustande Un-er-setzliches zu versäumen. Kurzum, es ist viel Wachsamkeit nötig, ein Regieren mit Schultern und Armen, als ob man mit sechsen führe; nachher ist man hungrig und geneigt, viel Wein hinunterzuschütten.

Wir gingen zu Tische: der Theaterintendant, die Herren vom 25 Vorstände, die Damen. Ich saß am Ende der Tafel, und die Frau zu meiner Rechten hatte eine Tochter am Ende des Nachbar-tisches hinter mir: Tänzerin von Beruf und mit pikanten Augen. Auf Grund festlichen Dispenses aus anderer Tischgegend plauderte ich über die Lehne meines Stuhles hinweg länger mit 30 der Kleinen, als übrigens höflich gegen meine Dame hätte sein mögen, wäre sie nicht eben die Mutter gewesen.

War es nicht am Ende das letzte Gespräch für einige Zeit, das

legitimerweise und mit stämmiger Berechtigung durch Grund und Boden auf deutsch geführt werden konnte? Denn Mainz ist natürlich so deutsch wie möglich, obgleich man sich auch wieder schon ein wenig im Übergang fühlt – nicht nur, wenn man jetzt auf der Straße mit einem gewissen Erstaunen gemeine Soldaten Französisch sprechen hört. Wir machten am nächsten Vormittag, sehr wohl geführt, einen Spaziergang durch die Stadt. Der historisch-kulturelle Einfluß von drüben springt in die Augen: Die rote Sandsteinarchitektur des früheren kurfürstlichen Schlosses, in dessen Erdgeschoß man das römische Museum untergebracht hat, ist eleganteste französische Renaissance; man denkt auf dem prächtigen Hof an gewisse Blätter von Doré; und auch das Barock des großherzoglichen Palais wird den französischen General, der dort vorübergehend domiziliert, nicht weiter zivilisationswidrig anmuten. Der Vorstandsherr, der uns gütigerweise begleitete, emigrierter Elsässer, Rechtsanwalt ehemals, nun Geschäftsmann und kunstgeschichtlich wohl nicht sonderlich fest, hatte einen gelehrten jungen Museumsbeamten mitgebracht, unter dessen Beistand wir die schöne Jupitersäule besichtigten, zu deren öffentlicher Wiederaufstellung wirklich die Mittel beschafft werden sollten. Doch, es geht einigermaßen römischgallisch zu in der Stadt, die einmal »Maguntiacum« hieß und nicht weniger als viermal von den Franzosen genommen wurde. Thorwaldsens Gutenbergdenkmal auf dem Gutenbergplatz (wir sind an der Geburtsstätte der Presse!) ist in Paris gegossen. Die Stadthalle am Rhein, soeben von den Okkupationstruppen geräumt und dem Volke von Mainz zur Belustigung wieder übergeben, hatte statt der Trikolore die rotgelbe Karnevalsflagge gehißt ... Wir waren im Martinsdom, dessen Inneres wir leider durch Reparaturvorkehrungen arg verbaut fanden. Wir waren auch in den Gassen der Altstadt und

sahen, was an malerischem Väterwerk nach allem Ungemach, das die Stadt durch die Jahrhunderte erfahren, nach Belagerungen, Eroberungen, Zerstörungen und Explosionen, noch übrig ist. Um vier Uhr nachmittags ging unser Zug.

5 Man reist verteufelt angenehm in einem Schlafwagenabteil, in dessen schmucker Enge man noch einige Tagesstunden verbringt, bevor die Betten gemacht werden. Da wir uns in Mainz mit Proviant versehen hatten, konnten wir den Speisewagen meiden und aßen am Klapptischchen zu Abend, ein Vergnügen, das ich von jeher zu schätzen gewußt habe. Wir baten dann bald um Herstellung der Lager, denn wir würden früh ankommen. Die Schaffner internationaler Schlafwagen sind merkwürdige Leute, heimatlos undefinierbare und mehrsprachige Grenz- und Mischtypen zumeist; der Geist des Verkehrs und des Abenteuers spricht aus ihren von Kohle imprägnierten Zügen, die von einer gewissen niedrigen Mondänität geschärft erscheinen. »Die Herrschaften –!« sagte der unsrige abends beim Einsteigen. Morgens in Paris sagte er: »M'sieur et dame –!«

20 Mittwoch, den 20. Januar, 6 Uhr: Gare de l'est. Leichte Behandlung des großen Gepäckstücks durch die Douane und lange Autofahrt durch die noch nächtliche, halb erwachte Stadt. Diese Gefährte sind für uns sehr billig. Um es auf 5 Franken zu bringen, also zur Zeit auf weniger als eine Mark, muß man weit fahren. Gewöhnlich kommt man auf zwei oder drei, also nach unserem Gelde auf beinahe nichts. Dieser Ankunftschauffeur blieb der einzige, der uns übervorteilte: er forderte 15 Franken, keineswegs zu viel für unsre Begriffe, bevor wir im Bilde waren, aber wir haben acht Tage später denselben Weg für weniger als die Hälfte gemacht.

Hotel Palais d'Orsay, Quai d'Orsay, weitläufiger Bau mit

stattlicher Halle, in der noch frühmorgentlich verschlafene Stimmung herrschte. In der Réception Zuweisung eines Zimmers im zweiten Stock, das sich mit seinem kleinen Vorplatz, an dem das Bad lag, als sehr freundlich erwies, aber im Punkte der Bequemlichkeit der Einrichtung nicht allen Wünschen genügte. Schließlich, man braucht eine Kommode! Den obligaten Kamin mit der vergoldeten Stutzuhr hätten wir gern für ein Möbelstück in Kauf gegeben, das unsere Wäsche bergen könnte.

Indem wir hier abstiegen, fanden wir uns vorzüglich beraten in Hinsicht auf die Lage unseres Quartiers, die sehr praktisch ist, aber weniger in Ansehung seines Charakters. Das Palais d'Orsay, obgleich es üppige Appartements zu bieten hat, ist vorwiegend Touristenhotel, für längeren Aufenthalt nicht eingerichtet. Auch ist es Festlokal des Pariser Mittelstandes, beliebter Schauplatz von Hochzeitsdinern, Vereinsbällen und dergleichen erhaltenden Veranstaltungen mehr, deren sich täglich mindestens eine hier abspielt. Dann stehen befrachtete Diener, goldene Ketten um den Hals, empfangend und wegweisend auf allen Podesten, auf den Treppen flirtet die Jugend und tanzt im Saal, es riecht nach Festivität, und die Musik ist miserabel. Übrigens erwies sich unser Zimmer als durchaus schallfest, und eine Kommode wurde auf unsere Klage alsbald hereingerückt. Man stellte Sonderberechnung dafür in Aussicht, hat aber, wenn mir recht ist, schließlich darauf verzichtet.

Wir ließen Frühstück kommen – diesen herrlichen ersten Imbiß des Tages, der an Reiz und Wert in meinen Augen jede spätere Mahlzeit übertrifft. Große Erheiterung über den Kellner, der, als wir etwas Honig vermißten, statt »miel« »bière« verstand und sein Erstaunen über dies rohe Verlangen hinter der größten Bereitwilligkeit verbarg, uns um sieben Uhr mor-

gens Bier in beliebiger Menge herbeizuschaffen. Wir tranken unseren Tee mit dem erhöhten Vergnügen, das die Annehmlichkeiten des Lebens auf Reisen gewähren, und fanden es später sehr wohltuend, nach durchrüttelter Nacht und bis die Stadt sich beleben würde, in feststehenden und bequemen Betten noch eine Stunde zu schlummern. Dann wurde durchs Telephon Besuch gemeldet.

Dies Pariser Telephon ist der ergreifendste Apparat, der mir je vorgekommen – das untrüge wenigstens war das. Seine Lebensäußerungen warfen sich aufs Gemüt, man konnte ihm nicht schnell genug zu Hilfe eilen, und war man nicht abkömmlich für den Augenblick, so rief man ihm unwillkürlich von weitem laute Tröstungen und Versprechungen zu. Es hatte ein kleines Lichtauge, womit es auf die erregendste Art blinkte und blinzelte, und eine erbarmungswürdige kleine Kopfstimme, mit der es ängstlich winselte: »Ach, rasch, ach, bitte, bitte, rasch ...« Man war ja schon da, in Gottes Namen, was gab es denn! Und jedesmal wieder war man enttäuscht und erleichtert von dem, was wirklich gemeldet wurde, da man mit Bestimmtheit die Nachricht von einem erbarmungswürdigen kleinen Unglück gewärtigt hatte.

Dies erste Mal war es nur Besuch von der Botschaft, der deutschen Botschaft, unserer Botschaft, und ich stieg hinab, den diplomatischen Landsmann in der Halle zu begrüßen. Botschaftsrat Dr. R. war kein germanischer Recke, sondern ein zierlicher Herr von höflich gescheitem Wesen, das für seine Laufbahn die besten Hoffnungen erweckte. Oh, schade, er war mit einem Wagen am Bahnhof gewesen – zu irrtümlicher Stunde, da man uns mit dem Zuge von München und nicht von Mainz her erwartet hatte. Es wurde einiges für den Nachmittag, den Abend besprochen. Schon jetzt erfuhr ich, daß gestern bei dem öffentlichen Vortrag des ebenfalls anwesenden Dr. Al-

fred Kerr sich törichte Unliebsamkeiten ereignet hatten. Serbische Jugend hatte politisch randaliert und war an die Luft gesetzt worden. Für mich war die Folge, daß Ängstlichkeit im Schoße des Vorstandes der Carnegie-Stiftung Platz gegriffen hatte und noch im vorletzten Augenblick der Entschluß gefaßt worden war, die heutige Veranstaltung auf intimeren Fuß, als ohnedies vorgesehen, zu bringen. Ich war es zufrieden; und nach vorläufiger Verabschiedung von Dr. R. machten wir uns frei für diesen ganzen Vormittag, zu einem ersten Spaziergang auf.

Da war sie denn also nach fünfzehn Jahren wieder einmal, die milde, halbdurchsonnte, silbrig neblige Pariser Luft – aromatisiert freilich jetzt durch die Dünste der Autos, deren Zahl ins Verwirrende und Schwindelerregende angewachsen ist. Straßenübergänge sind ernste Angelegenheiten, zu deren Abwicklung Phlegma und Umsicht die rechte Mischung eingehen müssen. Es sind mehr Wagen, glaube ich, als in London, und ihr Benzin duftet anders und nicht besser als das unsrige: es hat einen Schweißgeruch, an den man sich nicht sofort gewöhnt. Da war auch der erste Büchertrödler am Quai! Wir schmökerten eine Weile bei ihm nach gutem Brauch, überschritten die schiffbare Seine auf der nächsten Brücke und fanden uns, nach einem flüchtigen Wiedersehen mit dem Tuileriengarten, dem Louvre, unter den Arkaden und vor den Auslagen der Rue de Rivoli. Wir hatten dort und in der Rue de l'Opéra kleine Einkäufe und Wechselgeschäfte zu erledigen. Im Treiben der Welt gingen wir die prächtige Straße bis zur Oper hinauf. Die Zeit verstrich. Wir frühstückten ausgezeichnet in dem sympathischen Café Rohan, gegenüber dem Palais Royal, betreut von einem ehrgeizigen und gefälligen Aufwärter, der von vornherein erklärte, daß hier alles sei, wie es sein müsse, sich auch in der Folge nicht Lügen strafen ließ und sehr ange-

nehm mit einer Dame zu scherzen verstand. Ich war recht glücklich über den weißen Bordeaux, den wir bekamen, diesen charaktervollen und halbsüßen Graves Supérieur, dem ich in den folgenden Tagen noch oft und beifällig zugesprochen. Wir ließen es uns nicht nehmen, auch den Heimweg zu Fuß zu machen.

Um vier Uhr wurde es Ernst. Henri Lichtenberger (diese elsässischen Namen werden französisch gesprochen; das Konversationslexikon würde die Weisung »Lieschtangberscheh« erteilen), der Germanist der Sorbonne, erwartete uns am Fuß der Hotelterrasse, um uns zum Vortrage abzuholen. Professor Lichtenberger ist ein hochgewachsener Mann mit schmalen Anatole-France-Schädel, einem weißen Knebelbart und den lebenswürdigsten Formen. Seine Gewandtheit im Deutschen vermochte mich sehr bald, mein Negerfranzösisch einzustellen. Er hat eine reizende Art, zu sagen: »Ja, ich bitte nur –« oder: »Durchaus nicht –«. Aber ein wahres Vergnügen ist es, ihn im Salon Französisch plaudern zu hören, – causer, man denkt daran, daß unser »kosen« kein anderes Wort ist als dieses, und auch einmal »reden«, »verhandeln« bedeutet hat; sein heutiger Sinn ist zärtlich einschlägig in jenem »causer«, es ist ein Kosen der Sprache, gedämpft, delikates und genußreich; ich hatte ein ähnliches Gefühl, als ich Gilbert Murray in Oxford sein Englisch heiter zelebrieren hörte; den ganzen aristokratischen Reiz der humanistischen Zivilisation des Westens kostet man beim Lauschen, spürt auch genau, was diese Alte Welt unter »Barbarei« versteht und weiß dabei, daß es eine todgeweihte Welt ist, schon tot eigentlich, im Begriffe, von östlich-proletarischen Wogen verschlungen und begraben zu werden. Am Ende hieß es nicht der Weltgeschichte in die Speichen fallen, wenn man zugäbe, daß es immerhin irgendwie ein bißchen schade darum ist ...

Es gab noch Aufenthalte durch Photographen und Journalisten im Foyer. Dann führte uns ein Wagen in wenigen Minuten zum Quartier der europäischen Zentrale der »Dotation Carnegie pour la paix internationale«, Boulevard Saint-Germain. 5

Wartende Menschen am Eingang, Kontrolle, Anzeichen einer gewissen Spannung. Wir passierten unter unseres Führers bedeutendem Schutz. Begrüßungen im Flur, Bekanntschaft am Fuße der Treppe mit J. E. Spénlé, dem Straßburger Professor und aufmerksamen Beobachter der deutschen literarischen 10 Produktion, dem auch ich zu großem Dank verpflichtet bin. Weitere Vorstellungen in dem oberen Wartezimmer mit Bureaucharakter: Earle B. Babcoch, der Neuyorker Gelehrte und directeur-adjoint der europäischen Zentrale, Paul Desjardin 15 von der Union pour la vérité, Dr. Zifferer von der österreichischen Gesandtschaft, Charles du Bos, Sekretär der Union Intellectuelle Française und ausgezeichnete Kritiker, der eben noch eine Folge sehr eindringlicher Studien unter dem mich verwandt anmutenden Titel »Approximations« zusammengefaßt hat, und andere mehr. Noch einmal gab es den Magnesiumchok einer Aufnahme am Schreibtisch für die Zeitungen. Botschaftsrat Dr. R. sondierte das Terrain. »Nicht wahr also, der Botschafter kann kommen?« – Unbedenklich! Die Kontrolle war scharf gewesen und blieb es bis zum letzten Augenblick. Man hatte sich gegen jede Störung gesichert. 25

Herr von Hoesch erschien. Er ist ein Mann von vierzig Jahren, moderner Typus, rasiert, von sehr angenehmem Äußern. Ein Mitarbeiter des »Cri de Paris«, der zu dem nachfolgenden Empfang auf der Botschaft geladen gewesen war und seinem Blatt recht konventionelle Beobachtungen darüber 30 lieferte, schilderte den »jeune ambassadeur« als einen Mann mit der »élégance précise d'un capitaine de cavalerie«. Das ist

eine ganz falsche Charakteristik. Die Umgangsformen unseres Geschäftsträgers entbehren jeder überflüssigen Schärfe und törichten Korrektheit; sie sind zivilisiert und gewinnend, und seine Sprechweise, leicht rheinisch gefärbt, ist sanft und ge- 5 scheid. Bei der Berührung mit ihm versteht man sehr bald die ungewöhnliche Raschheit seines Aufstiegs als Diplomat.

Man konnte endlich beginnen. Drei Schritte, nicht mehr, durch die Tür aufs Podium. Der kleine Saal bis in seine letzten Winkel und Gründe gefüllt. Hinter einem Tisch, zwischen 10 dem französischen und dem amerikanischen Gelehrten, nahm eine Art von Präsidentenstuhl mich auf, in dessen Tiefen ich, gemeinsam mit der Versammlung, die aus Akademikern, Schriftstellern und ihren Damen bestehen mochte und in der ich auf den Stehplätzen seitwärts und hinten junge Leute er- 15 blickte, den klug und klar gesetzten Worten lauschen konnte, mit denen der Germanist zu meiner Linken den Fremdling einführte und begrüßte. Ich vernahm Schmeichelhaftes, unterschied Sätze aus meinen Schriften, folgte der Analyse natürlicher und moralischer Neigungen, aus denen eine besondere 20 Eignung dieses Gastes, hier »gewissermaßen als außerordentlicher Gesandter des deutschen Geistes« zu erscheinen, sich ergäbe. Nach den Artigkeiten aber kamen Wahrheiten, die keineswegs in demselben Grade urfranzösisch waren, wie eben die Artigkeit es ist, sondern mir eine neue Stufe der Weisheit und 25 der Resignation für das französische Denken zu bezeichnen schienen. Es sei seine tiefe Überzeugung, erklärte Lichtenberger, daß eine vertrauensvolle und sichere Zusammenarbeit Frankreich und Deutschland nur dann verbinden könne, wenn jedes der beiden Völker das Recht des anderen verstehe 30 und zulasse, »à exister tel qu'il est«, nach seiner eigenen Fassung selig zu werden, wenn also jedes auf den Anspruch verzichte, das andere zu bekehren oder ihm das Geständnis der Minder-

wertigkeit zu entreißen. Gut, das war der Verzicht auf den Vorherrschaftsgedanken der »lateinischen Zivilisation«, mit welchem der Franzose gewisse Bemühungen des Deutschen bedankte, »sich über das, was an seinem natürlichen Romanismus ausschließend und gefährlich erscheinen könnte, bis zu einem Universalismus zu erheben, in welchem der deutsche und der französische Gedanke sich ohne Schwierigkeiten begegnen können«. Ihm scheinete, sagte Lichtenberger, daß diejenigen, die mich sehen und hören würden, Vertrauen fassen müßten in den guten Willen Deutschlands, sich friedlich in ein versöhntes Europa einzufügen. Und da es ihm andererseits undenkbar scheinete, daß dem Spürsinn eines Dichters das ungeheuere Verlangen nach Frieden und Versöhnung sollte entgehen können, das heute Frankreich beseele, so sei zu vertrauen, daß ich nicht umsonst diese winterliche Reise nach Frankreich auf mich genommen hätte. »Sie kennen den wundervollen und melancholischen Aphorismus unseres gemeinsamen Meisters Nietzsche: »Die Worte und Klänge sind Regenbogen und Traumbögen zwischen dem, was ewig getrennt ist.« Es mag sein. Aber wir wollen hoffen, daß der Regenbogen, den Ihre Dichtermagie von einem Ufer der Wasser zum andern zu werfen wissen wird, die unsere beiden Nationen trennen, wieder sein wird, den der Ewige über den brausenden Fluten der Sündflut aufrichtete, zum Zeichen des Friedens und der Versöhnung.«

Man applaudierte. Die Reihe war an mir. Beifall begrüßte auch mein Aufstehen. Es erregte eine gewisse heitere Überraschung, daß ich französisch begann, und man amüsierte sich aufs neue, als ich, mich zu meinem Manuskript wendend, mitten im Satz ins Deutsche fiel. Ich sprach aus, was meines Herzens Meinung ist und was ich mit anderen und auch mit denselben Worten in Aufsätzen, die für die deutsche Öffentlichkeit

bestimmt waren, schon ausgesprochen hatte. Ich habe übrigens keine Dichtermagie walten lassen, sondern der nüchternen Wahrheit die Ehre gegeben, indem ich feststellte, daß, wenn es zu einer relativen Einigung des Erdteils komme, wir Europäer uns wenig darauf einzubilden hätten. Es werde das kein Ergebnis gereifter Sittlichkeit sein, sondern ein solches der primitivsten Vernunft und der baren Notwendigkeit, da allzu offenbar geworden sei, daß Europa als Ganzes stehe oder falle: dies sei es, was heute den Tendenzen der Verständigung, des Ausgleichs und des Friedens über die immer noch reichlich vorhandenen Leidenschaften ein wachsendes Übergewicht verleihe. Ich sprach fernerhin von den Mächten der Tiefe, die heilig, und von denen des Lichtes, die göttlich seien; von der Gottesunmittelbarkeit des Ich und des Volkes und von Vernunftemanzipation, Universalität und Gesellschaftlichkeit, die ein anderes Wort für Demokratie ist – von Kultur also und Zivilisation. Ich sprach für Deutschland. Was ein Teil unserer Presse in fetten Lettern von skandalösen Kniebeugen zu berichten gewußt hat, die ich vor den Franzosen vollführt hätte, ist – Entstellung. Ich habe erklärt, es heiße den deutschen Charakter nicht verunglimpfen, es heiße viel eher ihm eine besondere Schicksalsfähigkeit und religiöse Berufung zuschreiben, wenn man ihm eine tiefe und mehr oder weniger eingestandene Neigung zu den Mächten des Unbewußten und des vorkosmisch-lebensträchtigen Dunkels nachsage, eine Tendenz zum Abgrunde, zur Unform und zum Chaos, die uns Deutsche zu rechten Sorgenkindern des Lebens mache. Ich sprach von der Romantik und ihrem regenerativ-revolutionären Sinn, zeigte andeutungsweise die Unterschiede auf, welche tatsächlich zwischen dem deutschen geschichtsphilosophischen Denken und dem westeuropäisch-amerikanischen bestehen, ließ durchblicken, welche an sich und ursprünglich

keineswegs verächtlichen Widerstände es seien, die das deutsche Wesen historisch dem entgegensetze, was man die Demokratie nenne. Ich war bei Abfassung meiner Ansprache von der Voraussetzung ausgegangen, daß es zwecklos sei, nach Paris zu fahren, um den Franzosen ihre eigenen Ideen zu entwickeln, daß sie vielmehr neugierig auf Deutsches seien. Ich habe allerdings betont, daß europäische Völker einander nichts wirklich Neues und Wildfremdes zu sagen hätten. Der ganze Komplex abendländischer Erlebnis- und Denkmöglichkeiten, sagte ich, sei allezeit in allen Nationen gegenwärtig und seine Dialektik allezeit nicht nur wirksam zwischen ihnen, sondern auch innerhalb jedes einzelnen von ihnen. Die Absurdität, die darin lag, daß das Volk Goethes vorübergehend allen Ernstes als Feind der Menschheit erscheinen konnte, ich habe sie meinen französischen Hörern vorgehalten – und uns Deutschen soviel Schuld an diesem unsinnigen Vorgang gegeben, wie uns gebührt. Ich sprach von der Altersverderbnis der Ideen, von der Entartung des Romantismus, die uns für einige Zeit zu Einsamen und outlaws habe machen können, von der schal gewordenen Romantik, die dem Kaisertum Wilhelm II. angehaftet habe. Als ich mein Verständnis einräumte für die Weltantipathie, die die Verbindung habe erzeugen müssen, die der Romantismus im neuen Reich mit derbster Imperialwirtschaftlichkeit eingegangen sei, so daß man sich Deutschland endlich unter dem Bilde eines reichlich brutalen Generaldirektors habe vorstellen müssen, der sich von einem elektrischen Grammophon Schuberts Lindenbaumlied vorspielen ließe, wollte Applaus einsetzen, wahrscheinlich von deutscher Seite, den ich durch rasches Weitergehen im Keim erstickte. Ich beglückwünschte die Franzosen zu der wachsenden psychologischen Vorsicht, mit der unter ihnen die Frage der Schuld behandelt werde, und versicherte mit gutem Ge-

wissen, daß unterdessen in Deutschland jeden Tag die Idee der Demokratie an Boden gewönne – wenn man darunter die Einsicht verstehen wolle, daß die Fühlung des deutschen Denkens mit dem westeuropäischen niemals in dem Grade, wie geschehen, hätte verloren gehen dürfen und daß kein Volk sich ungestraft einer Idee praktischer Vernunftforderung, wie derjenigen der Menschheitsorganisation und Völkergesellschaft, verschließe. Zum Schlusse huldigte ich der Sympathie, die ich das Kind des Eros und der Vernunft nannte, jener versittlichten Lust, die auch den Namen der Güte führe. Behilflich zu sein, sagte ich, die Sympathie zwischen den beiden großen Völkern zu stärken und zu befestigen, auf deren Wohlverhältnis der Friede, die Einheit, die Zukunft Europas beruhen, das heiße dem höchsten Gegenstand aller Sympathie, dem Leben selbst, einen Dienst erweisen.

Ich setzte mich. Der Beifall war von außerordentlicher Herzlichkeit. Er dauerte fort, während Professor Lichtenberger schon lange aufrecht stand, um meine Worte auf französisch zu wiederholen. Mehrmals hatte ich zu danken. Es war eine Kundgebung der Freundwilligkeit, die ich gut tat, nicht auf meine Person und Rede zu beziehen, sondern ihr einen allgemeineren Sinn beizulegen.

Nachdem auch er geschlossen, lud Lichtenberger zu einer Diskussion ein, ermutigte die Anwesenden, mir Fragen vorzulegen. Es ging, wie meistens bei solchen Gelegenheiten: niemand wollte den Anfang machen. Selbst namentliche Aufrufe Lichtenbergers nützten vorläufig nichts. Dann kamen einige Interpellationen – sie waren einförmig und charakteristisch. Charakteristisch durch die Einförmigkeit, mit der sie alle von der einen Unruhe und Wißbegierde diktiert waren: Was ist mit Deutschland, mit diesem großen, durchaus bedeutenden, Besorgnis erregenden Deutschland dort hinten? Wie ist sein Ge-

mütszustand? Ist sein Wille gut? Denken dort alle Schriftsteller wie Sie? Wünschen die Intellektuellen Einfluß auf die politische Haltung ihres Landes zu nehmen, und trauen sie sich die Gewinnung solchen Einflusses zu? Wird Deutschland in den Völkerbund eintreten? Warum wird es das tun? Eine sehr sonderbare Frage lautete: »Hat Deutschland Glauben an seine Zukunft?« Vielleicht war das nicht ganz treuherzig gemeint. Vielleicht sollte ich nun loslegen und verkünden, daß Deutschland sehr bald wieder obenauf sein werde, »in der Welt voran«. Ich sagte einfach, Deutschland hege den Glauben an sich selbst, ohne den kein Volk leben könne. Im übrigen erklärte ich, die Anmaßung liege mir fern, für die ganze geistige Welt Deutschlands zu sprechen. Wir seien ein sehr dezentralisiertes Land; auch der Geist sei in Deutschland dezentralisiert; die deutschen Schriftsteller seien ein wenig Säulenheilige. Immerhin, ich bildete mir ein, ein ganz guter Deutscher zu sein, gewissermaßen typisch. (Höfliche Zustimmung.) So möge man sich mit einer gewissen Zuversicht der Vorstellung überlassen, Deutschland durch mich sprechen zu hören. (»Très bien.«) Was die Einflußnahme des Geistes auf die Politik betreffe, so erleichtere die Durchrepublikanisierung Europas zweifellos eine solche. Dies gelte auch in betreff Deutschlands, für dessen Schriftsteller die Zeiten des »Elfenbeinturmes« und der politischen Interesselosigkeit vorüber seien. In den Völkerbund werde Deutschland eintreten: nicht nur, weil es darin den Weg erblicke, im Rate der Völker wieder zu dem Einfluß zu gelangen, der ihm zukomme, sondern auch aus den geistigen und moralischen Gründen, die ich in meinem Vortrage anzudeuten versucht hätte.

Ich glaube, man war halbwegs befriedigt. Herr von Hoesch wenigstens war es ausdrücklich. Es gab noch ein paar Begrüßungen: Ich freute mich, der Übersetzerin des »Tonio Kröger«,

Mlle. Geneviève Maury, die Hand zu drücken. Journalisten, die mich sprechen wollten, war ich gezwungen, um Nachsicht zu bitten, da wir um acht Uhr auf der Botschaft sein sollten und uns umkleiden mußten.

Ins Auto also, großer Anzug und wieder ins Auto, zur Rue de Lille. Der Weg dahin ist so kurz, daß wir uns wegen des Preises zu genieren hatten. Einen Frank. Man kann doch einem Chauffeur, der noch dazu vielleicht russischer Offizier ist (denn das sind dort viele Wagenlenker), nicht sechzehn Pfennige geben! Wir gaben ihm also fünfundzwanzig. Die Botschaft ist eines der schönsten Palais von Paris, mit stattlichem Ehrenhof. Garderobedienst mit deutschem Personal im Flur des Erdgeschosses. Eine breite Treppe, und die prächtigen Empirerepräsentationsräume des ersten Stockwerks, schon von Gästen belebt, tun sich auf.

Es war wohl eigentlich, was man einen großen Abend nennt. Seit längerem hatten französische Minister hier nicht gespeist. Die Herren Daladier (Unterricht), de Monzie (Arbeit), Philippe Berthelot (Staatssekretär des Äußeren) waren da. Man zögerte, zum Essen zu gehen, da Herr Painlevé, eben noch Konseilpräsident, jetzt Kriegsminister, sich dienstlich verspätete. Bekanntschaft mit dem österreichischen Gesandten Dr. Grünberger, einem interessierten, warmherzigen, lebenswürdigen Mann, und seiner Frau, Engländerin, schlank und blond, kultiviert, belesen, die mir viel Herzliches und Kluges über ihr Verhältnis zu meinen Arbeiten sagte. Mit Gémier vom Odéon (durch Chapiro). Mit Benjamin Crémieux vom Cercle Littéraire International, der französischen Sektion des Pen-Club. Wiedersehen mit Leo Frobenius, dem Afrikaforscher, mir von München bekannt. Wiedersehen mit Dagny Björnson-Langen, Mme. Sautreau heute, Gattin eines französischen Industriellen, der ich vor dreißig Jahren, als junger Mensch, in der Re-

daktion des »Simplizissimus« begegnet war. Jugendliche Melusine damals, die mich, sehr unwissentlich, nicht wenig bezauberte, ist sie heute eine Frau von zugleich sanfter und stolzer Reife, mit ihrem schönen weißen norwegischen Gesicht, das die Björnsonschen Familienzüge unverkennbar zur Schau 5 trägt. Ihr Salon ist ein Zentrum des Pariser Europäismus und politischer Fortgeschrittenheit.

Auch mit meinem berühmten Landsmann Dr. Alfred Kerr wechselte ich bei dieser Gelegenheit, beim Gange zu Tisch, einen kollegialen Gruß. Ein paar Zeitungen hatten es zum 10 Kichern gefunden, daß wir hier zusammenträfen, denn wir könnten einander nicht riechen. Warum nicht gar? Kerr hat sich schriftstellerisch ausgiebig über mich lustig gemacht, ausgiebiger sogar, als ich wußte, denn jene unterrichteten Blätter führten Dinge an, die mir neu waren. Nun, zum Lachen geben 15 wir alle mehr oder weniger Anlaß. Die Witze aber, die Kerr über mich oder meine Arbeit gemacht hat, hätten viel schlechter sein müssen, als sie mutmaßlich ohne Ausnahme gewesen sind, um mich seinem kritisch-lyrischen Talent zu entfremden, das zu schätzen, ja zu bewundern ich durchaus geschaffen 20 bin. Man kommt nicht von Nietzsche und der Musik her, ohne mir zu gefallen. Daß Herr Kerr mich blöde findet, geht nicht ganz mit rechten Dingen zu; es sollte im geistigen Leben unerwiderte Sympathie überhaupt nicht geben, und ihr Vorkommen verwirrt meine Weltanschauung. Jedenfalls habe ich nicht 25 den Charakter Gottes im Himmel, der fürchterlich wird, wenn man ihn nicht wiederliebt. Es ergriff mich, wie sehr Kerr an Wedekind erinnerte, als er antwortete: »Guten Abend! Wie geht es Ihnen?« Zugleich war mein Sinn für Humor sehr stark berührt. Denn es liegt natürlich Humor darin, wenn jemand, 30 der uns fünf- bis sechsmal zu töten versucht hat, sich nach unserem Befinden erkundigt.

Der Blumenschmuck des riesigen Tisches war reizend. Ich hatte Mlle. Weiß, die Direktrice der »Europe Nouvelle«, zu meiner Rechten, und da auch Felix Bertaux, der den »Tod in Venedig« so schön übersetzt hat, in der Nähe saß, hatte ich gute 5 Unterhaltung. Das Diner von einer Ausführlichkeit, in Platten und Weinen, die bei uns kaum noch vorkommt. Die Wohlerhaltenheit der westeuropäischen Sitten war festzustellen. Nachher, während man Kaffee trank und rauchte, kamen eine Menge Menschen, Franzosen, Reichsdeutsche und Österrei- 10 cher, Literatur, Politik, Frauen. Ich stand mit zwei jungen französischen Herren an einem Türpfeiler in oberflächlichem Gespräch. Der eine nannte den Namen Fabre-Luce. »Fabre-Luce? Er ist da?« fragte ich, um mich blickend. »Mais je suis Fabre- 15 Luce«, sagte der andere lächelnd. – Ein Theatercoup. Ich hatte, wie gewöhnlich, den Namen bei der Vorstellung nicht aufgefaßt und begrüßte den Verfasser von »La Victoire« überrascht und erfreut noch einmal. Er ist außerordentlich sympathisch. Eine zierliche Erscheinung mit mageren, schönen Händen, ein 20 kluger, dunkler Kopf mit Augen, die sich gerade beim Lächeln gern melancholisch verschleiern. Erinnert er in der Art, sich zu geben, nicht etwas an Hofmannsthal? Er hat ein wenig den Diplomaten gemacht, in London, wenn ich nicht irre. Nun schreibt er – durchaus nicht nur Politisches; auch als Gesell- 25 schaftsromancier wird man ihn hoffentlich in Deutschland einmal kennenlernen; seine Freunde rühmen ihn eifrig in dieser Eigenschaft. Wovon sie aber namentlich zu erzählen wissen, ist seine Intelligenz, von der ich übrigens Proben hatte. »Er bringt uns, glänzend formuliert, unsere Gedanken entgegen, während wir noch bemüht sind, sie zu fassen«, sagte einer. Er 30 soll ehrgeizig sein. Das dürfte genügen, ihn »weit gehen« zu lassen, wie man französisch sagt.

Mit Frobenius über seine häufigen Besuche in Doorn, bei

Wilhelm II. Die Mischung aus Schnoddrigkei, Abenteuerlichkeit und Genialität, die er darstellt, ist sehr merkwürdig. Ich kann gut verstehen, daß er und der Kaiser einander mögen. Seine Freundschaft für diesen hindert ihn, Ludwigs Buch zu goutieren oder nur zu lesen. Der Kaiser hängt sehr an ihm, sie unterhalten sich prachtvoll, und wenn der Geheimrat weg ist, fällt jener förmlich zusammen, langweilt sich, schreibt ihm Briefe, unterzeichnet »Ihr Schüler Wilhelm«.

Der Botschafter kam, etwas erhitzt, von einem langen Gespräch mit Painlevé über weitere Erleichterungen, Truppenreduzierungen am Rheine. Seufzen. Die Militärs, die Militärs! Die Sicherheit Frankreichs! Und schließlich hängt man an der »Armée du Rhin« als Institution, das ist eine Sache, wohltuend zu sagen, glorios. Wir müssen Geduld üben und uns mittlerweile, zur Zerstreung, die stolze Machtvollkommenheit unserer Zivilregierung vorstellen im Falle, daß Ludendorff gesiegt hätte. – Über Demokratie. Ich sagte, was jeder denkt, sie sei in gewissem Sinne ja heute eher ein Hindernis. »Wenn die Regierungen könnten, wie sie möchten, wenn sie feststünden, freier handeln dürften, nicht durch hundert demagogische Rücksichten gebunden wären und ihren Nationalisten um den Bart gehen müßten, so wären wir weiter. Was heute für Europa not tate, wäre die aufgeklärte Diktatur.« Theoretisch leugnete er das nicht gerade.

Zu Fuß nach Hause. Verirrten uns halbabsichtlich ein wenig, um von der nächtlichen Stadt noch etwas zu sehen und Luft zu schöpfen.

Donnerstag, den 21. – Natürlich ziemlich spät auf. Der Korrespondent des »New York Herald«. Es steht schlimm. Die Exklusivität der Veranstaltung von gestern nachmittag hat viel böses Blut gemacht. Schon ergangene Einladungen an die in-

ternationale Presse sind in dem Augenblick für nichtig erklärt worden, als man Gebrauch davon machen wollte; die Empfindlichkeit ist groß. »M. Thomas Mann a parlé à huis clos.« »Newspapermen excluded from Mann speech.« »Brüskierung der deutschen Rechtspresse!« Die Pariser Ausgabe des »Herald« gibt, mit Überschriften, eine sehr komische und aufregende Schilderung von Szenen, die sich vor dem Carnegie-Hause abgespielt, von Zusammenrottungen der Presseleute, Protesten, Auseinandersetzungen mit der Kontrolle und selbst mit der Polizei. Professor Lichtenberger hat das Seine getan, um abzuwiegeln, die getroffenen Maßnahmen erklärt, ein Communiqué ausgegeben. Unglücklicherweise aber hatte man auch noch versprochen, daß ich um 7 Uhr für die Herren zu sprechen sein würde – während ich mich, notgedrungen, kurz nach 7 aus dem Staube gemacht und auch von der Zusicherung gar nichts gewußt hatte. Um einiges wieder gutzumachen, gab ich dem »Herald«-Mann ein Interview, katarrhalisch und mit unnatürlicher Geläufigkeit: über unser Verhältnis zu Rußland, über Poe, Whitman und O'Neill, damit er doch etwas zu kabein habe.

Übrigens waren natürlich nicht alle Journalisten ausgeschlossen gewesen, weder rechte noch linke, und was ich von Presseäußerungen sah, war mehr als manierlich: so die Artikel des »Matin« und des »Journal des Débats«. Sonderbarerweise stimmten mehrere, wie z. B. der »Eclair«, in der Nachricht überein, das »Berliner Tageblatt« habe vorhergesagt, ich würde bei dieser Gelegenheit eine gründliche Revision des Vertrages von Versailles veranstalten, und stellten erleichtert fest, daß man mir mit solcher Unterstellung Unrecht getan und daß ich mich auf anderer Ebene gehalten. Es sei entschieden schade, daß ich nicht in voller Öffentlichkeit gesprochen hätte. –

Nach einigem Schlendern und Schauen frühstückten wir

chez Prunier, Rue Dufot. Chez Prunier muß man gefrühstückt haben, es ist das Lokal à la mode, wiewohl sehr speziell. Eigentlich ist es ein Lokal für Nix und Neck, für Andersens kleine Seejungfrau; es gibt nichts als Meeresfrüchte. Privatautomobile vor der Tür, der kleine Raum gedrängt voll von Kaufenden und Speisenden. Auf den Auslagetischen ein submarines Schlaraffenland von Langusten, Austern, Kaviar und Seefischen. Auf den Speisetischchen Schalen mit prachtvollen Krabben à discretion. Ein Barbüfett, an welchem im Halbkreise Leute auf hohen Hockern sitzen und sich stärken, natürlich ebenfalls mit Fischigem. Wir fanden ein Tischchen zwischen Amerikanern, Japanern und Franzosen. Die Krabben, nebst fertig gebuttertem Pumpernickel und Weißbrot, sind eine gute Unterhaltung, bis man seine Bouillabaisse erhält, ein mächtig schmackhaftes und so ausgiebiges Gericht, daß man danach nur noch Käse braucht, um doch auch etwas Nicht-Ozeanisches in den Magen zu bekommen.

Um vier Uhr, wie gestern, meldete das ängstliche Telephon M. Henri Lichtenberger. Das Programm dieses Nachmittags war dicht. Unser erster Besuch galt der »Union pour la vérité«, die heute unter ihrem Gründer und Oberhaupt, Paul Desjardin, eine Sitzung hielt und uns erwartete. Ein schlichter Raum im Erdgeschoß eines Hauses der Rue Visconti. An den Wänden ein Bücherschrank und, einander gegenüber, die Porträts von Descartes und Beethoven. Ein langer Tisch, bedeckt mit Druckschriften und Papieren, an dem Desjardin präsidiert. Bänke und Stühle besetzt mit Zuhörern. Man hat den Eindruck eines Konventikels, der Versammlung einer Gemeinde von sanften Verschwörern zum Guten.

Bei unserem Eintritt vernehmen wir das ruhige Sprechen eines einzelnen. Es ist Graf Coudenhove-Kalergi, der im Angesichte des Vorsitzenden am Tische steht und seine Ideen ent-

wickelt. Man unterscheidet das Wort »Europa«. Während er endet, lassen wir uns, in der Nähe Desjardins, an freigelassenen Plätzen an der Schmalseite des Tisches nieder. Der Vorsitzende dankt für den Vortrag, wendet sich dann zu mir und redet mich mit Hilfe eines vorbereiteten Manuskriptes an, indem er seine Worte mit delikaten Handbewegungen begleitet. Ein grauer, geistvoller Apostelkopf, dessen Mischung aus Idealismus und Schalkheit sehr anziehend ist. Er spricht zugleich leicht und ernst, findet glückliche, humoristisch-ernste Wendungen zur Charakteristik meiner Arbeit, über die Einheit von Person und Produktion und kommt auf Deutschland und Frankreich, auf die in meinem Vortrage berührte »Schuldfrage«. Er äußert sich darüber mit all der Skepsis, all dem Willen zum Denken, zur Freiheit, zur Gerechtigkeit, all der Verachtung vulgärer Vereinfachungen, die ich in diesen Tagen, in dem Kreise, worin ich mich zu bewegen die Ehre hatte, auf Schritt und Tritt gefunden habe und die die typische Form des französischen Idealismus, das heißt der französischen intellektuellen Selbstachtung ist. Diese Skepsis und dieser reine Wille sind um so verdienstlicher, als sie all die Widerstände zu überwinden haben, die das sinnliche Erlebnis der Invasion und ihrer Schrecken einem freien, gleichsam unbeteiligten Urteil entgegenstellt. Sie erhalten dadurch in der Tat etwas geistig Asketisches, und dieser Einschlag von asketischer Selbst- und Sinnenüberwindung zu Ehren der Freiheit und Wahrheit, dem übrigens das Element der Heiterkeit und der Ironie nicht fehlt, mag wohl dazu beitragen, den Sitzungen der Union pour la vérité ihren frühchristlich-geistlichen, still-weltwidersetzlichen Charakter zu geben. Wie über das Problem in höherer intellektueller Sphäre überhaupt und rein historisch gedacht wird, zeigt ein Aufsatz von Léon Bopp: »Esquisse d'une conception psychologique de l'histoire«, im letzten Heft der »Nou-

velle Revue Française«. »Für einige«, heißt es da, »ist die französische Revolution »die Ursache« der Invasionen, denen Frankreich unterworfen war. Für andere ist im Gegenteil Deutschland für diese Invasionen verantwortlich zu machen. Das ist ungefähr, als ob ich mich um die folgende Frage zanken 5 wollte: Wenn ich zwei ungleiche Gewichte in die Schalen einer Wage lege – ist es das leichtere, das die Schale, in der es liegt, veranlaßt, emporzusteigen, oder ist es im Gegenteil das schwerere, das die seinige sinken läßt?«

Um der Schuldfrage irgendwie ernsthaft gerecht zu werden, 10 meinte Desjardin, genüge es natürlich nicht, sich an die Tage oder auch Jahre vor Kriegsausbruch zu halten. Man müsse weiter zurückgehen, immer weiter, bis hinter Napoleon I. – und wo solle man haltmachen? – Das ist das Zerdenken der Dinge, das zur Freiheit führt, zur *Melancholie* der Freiheit, welche die Atmosphäre der Versöhnung ist. 15

Auch ich sollte nun sprechen. Desjardin lud mich ein dazu, mit dem Hinzufügen, ich möge es doch ja in meiner Sprache tun. Los also, wenn es gilt, so gilt es. Vorbereitet auf gar nichts, brauchte ich nicht zu besorgen, einen Faden zu verlieren, den 20 ich nicht hatte. Mit gefalteten Händen an meinem Platze, tat ich sieben oder acht Minuten lang wohl eigentlich das, was der Deutsche »quatschen« nennt, aber es wurde freundlich aufgenommen. Mitten im schamvergesenen Improvisieren fiel ein geliebtes Wort mir ein, das Goethe unter seine Maximen 25 und Reflexionen aufgenommen hat, das Wort des Johannes Sekundus: »Vis suprema formae«. Dies variierte ich etwas, aber auf so verquatschte Weise, daß ich fürchterlich beschämt war, als, da ich entschieden die Stimme gesenkt und mich zurückgelehnt hatte, zum Zeichen, daß ich nun bestimmt nicht weiter 30 zu quatschen gedächte, ein sanfter junger Mensch sich erhob und vortrug: Man habe wohl verstanden, aber vielleicht

doch nicht so genau, so Wort für Wort, als der Wert und die Wichtigkeit dessen, was ich gesagt, es erforderten, und so beantrage er die Übersetzung. Was sollte ich machen? Man applaudierte ihm. Und so mußte ich meine Schamentwöhnheiten 5 auch noch auf französisch wieder hören von einem, der sie mitstenographiert hatte, dem jungen Boucher, Lieblingsschüler Lichtenbergers, hervorragend begabt, zu Besserem geschaffen. Man nickte billigend zu unseren Worten. Eine kleine Unterhaltung entspann sich. Ich bekam Schriften eingehändig, 10 Hefte der »Correspondance de l'Union pour la vérité«, darunter mehreres, was sich auf die deutsch-französischen Beziehungen bezog, Stimmen d'Outre-Rhin, eine Broschüre, die mit Äußerungen von Ernst Robert Curtius und Keyserling einen klug kommentierten Auszug aus meinem Aufsatz »Von 15 deutscher Republik« vereinigte.

Chales du Bos hatte der Sitzung angewohnt. Mit ihm und Lichtenberger gingen wir fort, der nächsten Nummer entgegen, einer Begrüßung durch die »Union Intellectuelle Française«. Vorher aber war Zeit, eine kleine Stärkung zu sich zu 20 nehmen, und während Du Bos voranging, um in der Union nach dem Rechten zu sehen, ließen wir uns mit Lichtenberger auf ein Viertelstündchen vor einem kleinen Café nieder. Vor einem Café, sage ich, au cœur de l'hiver, in Dunkelheit, Nässe und Kälte. Das wird durch die beifallswürdige Einrichtung der 25 auf dem Trottoir zwischen den Tischchen aufgestellten Metallkörbe mit glühenden Kohlen ermöglicht, deren Wärmeausstrahlung man mit spanischen Wänden zusammenhält. Man sitzt ausgezeichnet, genießt seinen Tee und seine Brioches in frischer Luft und sieht der Straße zu. Auch den Rest 30 des nicht weitläufigen Weges zum Hause der Carnegie-Stiftung, wo die Versammlung stattfinden sollte, legten wir zu Fuße zurück.

Es ist ein Privatpalais aus dem 18. Jahrhundert, vor zwei Jahren von der Stiftung angekauft. Schauplatz war ein Saal des Erdgeschosses, größer als der, in dem ich gestern gesprochen. Nach einigem Warten in einem Vorraum beschritt ich mit Bertaux, Boucher, Du Bos und Lichtenberger das Podium, wo wir uns, hinter dem Tisch, in einer Reihe niederließen, deren Mitte ich hielt. Die Veranstaltung war dicht besucht; vielleicht waren manche gekommen, die zu der gestrigen keinen Zutritt gefunden.

Nach kurzer Einleitung Lichtenbergers erhob Félix Bertaux sich als erster Redner. Er plauderte frei, geübt und fließend. Seine heitere Häßlichkeit wird noch anziehender beim Sprechen durch sein Lächeln, dies französische Lächeln einer geist-erhellten Bonhommie, das wir nie nachahmen werden, und die anmutige Natur der Geste, die ebenfalls vielleicht mehr eine nationale als eine persönliche Qualität ist. Geben wir zu, daß wir dergleichen weder haben noch machen können, wie diese erste Anrede gleich: »Mesdames, Messieurs ... (Wendung) et vous, Monsieur, dont nous fêtons ici la bienvenue ...« Es ist sehr gut, daß es das gibt, auch wenn wir es nicht besitzen.

Bertaux erzählt aufs freundlichste von einem Besuch bei mir zu Hause, in München. Er spricht von dem alten Hause in Lübeck, wo nun die Buchhandlung ist. Er tut, halt, halt, einen Sprung und kommt auf ein weiteres Haus, in Frankfurt, am Hirschgraben. Halt, zügelloser Causeur! Aber da ich seiner Behendigkeit nicht gebieten kann, versinke ich, während er seine Assoziationen weiterspinnt, in eigene Frankfurter Träume, Erinnerungen an das Haus, an die Stimmung seiner Räume und Treppen, die kindheitlich-märchenhafte Vertrautheit seiner Atmosphäre, die Erschütterung durch soziales Wiedererkennen, die ich, ohne meinen Empfindungen Halt zu gebieten, erprobte, als auch ich mich eines Tages dort umsaß ... Ver-

trautheit, Liebe, Verwandtschaft? Haben nicht Menschenkinder Götter und Halbgötter ihre Verwandten und Ahnen geheißen? Hat nicht Stifter gesagt, er sei kein Goethe, aber er sei einer von seiner Verwandtschaft? Bin ich noch gegen Stifter ein Nichts, oder bin ich so viel gegen ihn, daß auch ich in vertieften Stunden Familiensinn pflegen darf? Ist dies nicht eine vertiefte, eine erhöhte Stunde, hier, mitten in der Hauptstadt des »Erbfeindes«, angesichts eines fremdländischen Publikums, zwischen Männern, welche, in ihrer Sprache, dieser französischen Sprache, deren analytische Tradition und Kultur unter den europäischen Sprachen ohne Beispiel ist, im Geiste der Freundschaft meine Existenz erörtern? –

Bertaux spricht von gesellschaftlichen Wurzeln, von städtisch-bürgerlicher Überlieferung, von deutschem Republikanismus. Der Franzose sei geneigt, zu denken, die deutsche Bourgeoisie sei von gestern, parvenue, ohne kulturelle und politische Überlieferung. In Wirklichkeit sei sie so alt wie die französische; ihre Tradition reiche in die Hansa, in Dürers Nürnberg zurück, und das Kaiserreich habe dem Franzosen den Blick auf die Tatsache verdeckt, daß es in Deutschland von jeher eine Menge Autonomie, Demokratie, Freiheit gegeben habe, auch auf die, daß der deutschen Bürgerlichkeit bei allem Kulturkonservatismus ein revolutionärer Zug eigen sei, der sich ganz einfach aus seiner Tüchtigkeit, seinem schöpferischen Sinn, seiner Verbundenheit mit dem Leben und der Zukunft ergebe und von jeher bewirkt habe, daß Deutschland der erstaunten Welt alle hundert, ja alle fünfzig Jahre ein völlig neues Gesicht zeige, ihm in der Charakterbeharrung eine physiognomische Versalität verleihe, vor der die anderen Völker ungläubig ständen. Man müsse aber Deutschland sein neues Gesicht jeweils glauben, meint er; es sei sein wahres, ob auch ein wieder neues. Und da habe er nun große Lust, auf eine

andere Form der Revolution zu sprechen zu kommen, auf eine, die die bürgerliche Überlieferung auf einen höheren Plan erhebe: Das sei der künstlerische Geist, »dont chaque poussée est une révolution«. Jeder Künstler müsse aus seiner Tradition, welche immer es sei, heraustreten und ihr ein neues Wollen, 5 ein anderes Leben einflößen. Das sei etwas, was der Ironie dieses Gastes hier zuweilen als eine Gefahr erschienen sei, als eine Bedrohung für die Festigkeit des Überlieferungsbaues . . . Aber hier weiter gehen, hieße, anderen ins Gehege kommen, die sich vorgesezt hätten, davon zu sprechen. »Nous avons hâte d'en- 10 tendre ce qu'ils en diront.«

Die Zuhörer spenden Beifall. Auf steht Herr Maurice Boucher, zu meiner Linken, Philolog, Essayist und Dichter. Er ist groß und blond, und ich denke, was das ist, der nationale Stempel. Wie fängt man es an, so groß und blond zu sein und 15 dabei das Gepräge des Franzosentums in keinem Zuge zu verleugnen? – Er liest. Seine Rede ist literarisch ausgearbeitet, gedanklich schwieriger und delikater als die Improvisation seines Vorgängers. Es scheint, daß der junge homme de lettres sich bei dieser Gelegenheit ein wenig die kritischen Sporen 20 verdient. Man ist sehr aufmerksam. Man entdeckt ein neues Talent. Sein Ausdruck weist jene Vereinigung von Präzision und Tiefe auf, durch die der geborene Essayist sich kundgibt und der man durch Übersetzung immer zu nahe tritt. »Einen Schriftsteller«, sagt er, »begrüßen wir in Ihnen. Und mit die- 25 sem Wort verbindet sich uns der Begriff einer Dienstlichkeit und einer Größe, welche die Grenzen aufheben im Kultus derselben Vornehmheit und im Tragen derselben Sklaverei. Zwischen allen Menschen, die sich mühen, ihren Gedanken eine Form zu geben, besteht eine internationale und berufliche 30 Solidarität, wie sie alle Arbeiter, die ähnlichen Arbeiten unterworfen sind, eint und verbindet.« – Wie gut, mein fremder

Freund! Mitten im Kriege habe ich aus tiefstem Gefühl diesen Gedanken hinausgerufen: in den »Betrachtungen«, von denen Sie schon auch noch sprechen werden. – Vorerst spricht Boucher von der deutschen Sprache, »einer der reichsten, vor- 5 nehmsten und biegsamsten, die es gibt«, und von meinem Verhältnis zu ihr. Mit Präzision und Tiefe sagt er Dinge, die für mich auf deutsch recht schwer in guter Haltung anzuhören wären und die durch den Schleier der fremden Sprache erträglich werden, wie dem guten Hans Castorp ein gewisses radi- 10 kales Gespräch im Zauberberg. Der Redner kommt schon vor- auf. Er sagt, ich irrte mit der Erklärung, meine Romane seien ins Französische nicht übersetzbar, weil sie monströs wirken würden. Er müsse mich gegen mich selbst in Schutz nehmen oder eigentlich die französische Form gegen gewisse Vorurtei- 15 le. Er glaube nicht, daß irgendeins meiner Bücher, wenn es gelänge, Impuls und Ton festzuhalten, dem französischen Leser formlos erscheinen würde. Hier walte wohl ein Mißverständnis. Unter demjenigen formalen Gesichtspunkt, den man dem lateinisch-französischen Urteil zuschreibe, seien die 20 Odyssee, die Äneis, Don Quichotte, Pantagruel und Candide ohne Form. »Was wir Form nennen, heute mehr als früher, das ist keine so enge Tyrannei, keine so begrenzte Landschaft. Es hat mehr Ähnlichkeit mit der Art eines Reisenden, seine Zeit besonnen zu verwenden, seine Muße richtig auszunutzen, und 25 wenn sie endgültige Entscheidung bedeutet, diese Form, so steht sie doch zur Beweglichkeit in keinem feindlicheren Verhältnis als die Erinnerung zum Leben.« – Ich mache Sie aufmerksam, lieber Freund, daß die Neigung der modernen Ästhetik, die Gesetze aus den Werken abzuleiten, statt die Werke 30 an den Gesetzen zu messen, anarchisch und gefährlich ist und daß, wenn Sie unter dem Vorgeben, die französische Form zu definieren, mit der größten Genauigkeit und Tiefe die meine

bestimmen, es natürlich keinen Streit zwischen uns geben kann.

Wer das Vorige gesagt hat, wird mehr Gutes sagen, und er tut es, indem er von den Vorzügen der Hypochondrie, der Grübeleien, des antithetischen Zweifels spricht. »Hat Schiller nicht die Schönheit zweigeteilt, einzig und allein, um seinen Anteil davon zurückfordern zu können?« Und nun wolle es scheinen, als besitze in glücklicheren Fällen Einer nicht nur die Hälfte der »Schönheit«, nicht nur die »Natur« oder den »Geist« – sondern auch noch ein Viertel des anderen dazu. Geheimnisvoll, wie Geistiges zuweilen nicht anders als exakt und notwendig an seinem Platze steht, mit dem Sinn und der Kraft des Naiven und Plastischen! Umgekehrt mag man einen Schriftsteller naiv nennen, der die Menschen, seine Menschen sieht und nimmt, wie sie sind, ohne sie durch Interpretation zu entstellen. Wenn sie aber so gewählt werden, daß aus ihren Begegnungen gewisse und gewünschte ideelle Konflikte erwachsen, so ist das zugleich etwas anderes: ein Ineinander, das man geschickt nennen kann oder auch glücklich – nur zeigt es eben, daß weder zuviel Unmittelbarkeit noch zuviel Gedanklichkeit das Wahre ist und daß Form nur dies ist: Lebenstreue, beherrscht von dem Willen, zu wählen und zu ordnen.

Wackerer junger Mann. Ich habe es gut heute. Nie ist mir ähnlich nach dem Munde geredet worden. Alles Detail ist langweilig, ohne ideelle Transparenz. Kunst ist Leben im Licht des Gedankens. Sind wir einig? Ich höre Sie sagen, daß diese Settembrini, Naphta, Peeperkorn, Chauchat nicht Puppen und Doktrinen sind, sondern Arten zu sein, nicht nur individuelle, sondern die ganzer Völker. Ich höre Sie hinzufügen, daß man in Frankreich die »Betrachtungen eines Unpolitischen« besser versteht, seit man den »Zauberberg« kennt, und ich bin glücklich, weil ich dem Gefühl unterliege, das vielleicht eine Täu-

schung ist, daß, wo die Künstler sich verstehen, auch die Völker einander verstehen müssen.

Ach, Deutschland und Frankreich. Während ich die »Betrachtungen« schrieb, hielt dieser junge Franzose, so erzählt er, unter den Truppen seines Landes das ab, was man damals drüben »des conférences morales« nannte. Der eine verteidigte die »Kultur«, der andere die »Zivilisation«. Und nun? Wenn ich »Kultur« nicht als ein System von Phrasen gedeutet wissen wolle; wenn ich dafür hielte, sie sei eine Besitzergreifung des Wirklichen durch Klarsicht und Einfühlung; wenn ich die Humanität dort suchte, wo die Ideen bis ins einzelne durchsichtig sind; wenn ich leugnete, daß der Geist eine logische Form sei und daß er je durch große Redensarten in Fesseln geschlagen werden könne; wenn mein Sinn zugleich auf das Ewige und auf die Vernunft gerichtet sei; wenn ich im Menschen nicht nur ein soziales oder nur ein mystisches Wesen sähe, nicht den Handwerker dialektischer und lebensfremder Konstruktionen, sondern eine Persönlichkeit, ein ganzes Bündel abgestufter Gefühle also, ein Gemisch von Abhängigkeit und Selbstbestimmung, und wenn ich endlich glaubte, daß sein Rang einzig und allein durch die Höhe seiner Seele bestimmt werde: so bitte er mich denn, nicht allzu sehr zu erstaunen, wenn er mir sage, daß dies ganz genau das sei, was er und die Seinen unter dem Namen der Zivilisation verstünden.

»Wir haben das Unglück gehabt,« sagt er, »unser Gewissen erforschen zu müssen in einem Augenblick, wo Geschichte mit den Kräften der Zerstörung gemacht wurde. Die Mißverständnisse entstehen aus dem Geiste der Verneinung. Jedes geistige System hat seinen Schwerpunkt, und die Schwerpunkte decken sich nicht nur nicht von Volk zu Volk, sondern ich bin sogar sicher, daß sie sich nicht einmal in den Individuen eines und desselben Volkes decken ... Für jede Sache gibt es einen

streitbaren Ausdruck und einen der Sympathie. Ich glaube, daß derjenige der Sympathie stets das größere Wahrheitsgewicht hat, aber es gibt Stunden, wo wir nicht frei sind, ihn zu wählen. Mir ist, als seien wir nicht freier vor uns selber, als sei es unser tiefstes Gewissen, das Gesetz unseres Idealismus, das uns an-
5 hält, das, was uns teuer ist, auf verneinende Art zu umschreiben, um es desto stärker zu bejahen.«

Die kritischen Sporen, junger Mann, die Sporen der Moralisten, hier sind sie! Ich habe den Eindruck, daß niemand in diesem Saal sie Ihnen verweigern wird, und wenn es nach mir geht –

»Ist es nicht auffallend, daß ein Franzose die symbolischen Figuren Bouvards und Pécuchets geschaffen hat? Wir wollen nicht von Nietzsche reden, aber es war Goethe selbst, der dem Famulus des Faust die Züge geliehen hat, die man in Frank-
15 reich gern mit der Vorstellung des deutschen Gelehrten verbindet. Das bedeutet erstens, daß keins der beiden Völker blind ist für seine Fehler. Aber zweitens bedeutet es, daß man das Charakterbild der Völker, zum mindesten in seiner vulgären Gestalt, einer Revision unterwerfen muß. Immer wird es
20 Mißhelligkeiten geben, solange wir der Konvention mehr Glauben schenken als der Wirklichkeit. Mitten im Kriege haben Sie, mein Herr, das Wort gesprochen: »Ich liebe überhaupt nicht das Beschuldigen.« (Er sagt es auf deutsch, mit feiner und doch schwerer Zunge; es ist rührend zu hören.) Im Schutz
25 dieses Wortes möchte ich schließen. Gibt es zwischen gewissen Völkern unvereinbare Gegensätze? Vielleicht. Aber ganz sicher sind es gerade die wesentlichen Tugenden Frankreichs und Deutschlands, die sich vereinigen lassen. Wenn die Musik das vollkommenste Symbol tiefster Neigungen der Seele ist – in
30 welchem fremden Lande hat die deutsche Musik mehr Widerhall gefunden als bei uns? Träumen wir nicht von ewiger Har-

monie, seien wir nicht Ideologen! Die Harmonie ist nur ein elementares Stadium der Musik; sie selbst ist etwas anderes und Größeres. Versuchen wir ein musikalisches Reich des Lebens, des abendländischen Lebens zum mindesten, zu errich-
5 ten! Verbinden wir den Sinn für das Individuelle mit dem für die Notwendigkeit höherer Ordnungen! Vielleicht gelangen wir dazu, die Kräfte des Lebens und die Gaben der Klarheit, die unser sind, im selben Zeichen zu vereinen, eine Nachbarschaft zu suchen, die bereichert, eine Gegensätzlichkeit, die bestätigt
10 und erhöht, – den Einklang von Freiheit und Abhängigkeit. Ist es nicht dies, was wir beide wahrhaft menschliche Kultur nennen? Ihre Anwesenheit hilft uns, ihre Verwirklichung zu erhoffen.«

Anhaltender Beifall. Es ist Charles du Bos, der nun das Wort
15 hat, am rechten Flügel unserer Front, mit seinem schwarzen, buschigen Franzosenschnurrbart, seinem schweren, rasierten Kinn und seinen gefühlvollen dunklen Augen, die oft, etwa beim Händedruck, mit einer gewissen Inbrunst von unten
20 blicken. Seine Rede hat etwas Gehobenes, Musikalisch-Pathetisches, etwas fast Priesterliches. Ich glaube, daß dieser Mann fromm ist, zum geistigen Katholisieren neigt. Soeben las ich von ihm in der »N. R. Française« eine Studie über Rivière, die
25 »Sur l'humilité féconde« betitelt war und durch ihre Christlichkeit einen gewissen Anstoß erregt hat. Er ist aber ein großer Verehrer Nietzsches. Überhaupt hat er dem deutschen Wesen ein tiefes Studium gewidmet, hat unter uns gelebt. Er erzählt vom vorkriegerischen Berlin, von seinem Berlin, das das Berlin Simmels und Diltheys, Wölfflins, Reinhold Lepsius' und Liebermanns war; von einer Vorlesung, die ich damals, vor
30 Jahren, dort hielt und der er, der junge Ausländer, beigewohnt habe. Er spricht vom »Tonio Kröger«, vom »Tod in Venedig«; und indem er – gehobenen und schwingenden Wortes – auf die

Erforschung der Anomalie eingeht, die in der Tatsache des Künstlertums beschlossen liege, bewährt er den hier herrschenden Willen, zu verbinden, Beziehungen herzustellen, Verwandtschaften aufzuweisen. Er ist an Flaubert erinnert, an Henry James, an Valéry. Er spricht das schöne Wort von dem »Stolze, nie zufrieden zu sein«, der mich mit letzterem verbinde; von der Liebe zum Meer, die mich ebenfalls dem Autor des »Cimetière Marin« verwandt erscheinen lasse. Es hieß, daß Paul Valéry, de l'Académie Française, sich unter den Zuhörern befunden habe. Nun, laut hat er nicht protestiert . . .

Nichts fehlte, als daß auf Barrès die Rede kam, und schon fiel der Name. Wie gesagt, ich hatte es gut heute. An wen erinnerte ich nicht alles. Einigen Franzosen ist aufgefallen, daß ich Barrès gern zitiere. Man sollte das bei uns schon darum recht häufig tun, um zu zeigen, daß der deutsche Nationalismus, der, wie neulich geistreich ausgeführt worden, seine geistigen Wurzeln in der Heidelberger Romantik hat, mit all seiner »chthonischen« Religiosität, seiner Veneration von Nacht, Tod, Boden, Geschichte, Volk durchaus nichts spezifisch Deutsches ist, sondern so europäisch, so »international« wie nur irgendein lichtfreundlicherer Gegenwille und daß er sich, ein wenig spanisch eingefärbt, bei dem Begründer der Patriotenliga und Schöpfer des esprit nouveau von vor dem Kriege in seiner ganzen düsteren Sinnigkeit schon einmal findet.

Wie gut und voller Ergriffenheit liest dieser Schriftsteller, gegen den ich mich in meinem Stuhle rechtshin wende, zuweilen tief aus seinem Manuskript herausblickend, von der Tragik des Mannes, der wohl wußte, daß es Krankheiten gibt, die man gehabt haben muß, um über das Leben mitreden zu dürfen, der seinen »Durchbruch« aus dem Ästhetizismus zum Leben bewerkstelligte, so gut er ihm eben gelingen wollte, der immer höhere Plane suchte, jedoch zerstört wurde, bevor er

zum Ziele gelangte, zum Ufer der Sympathie . . . »Oh la profonde parole, et qui vous échappe avec la plénitude de simplicité de ces vérités dernières qui, parce qu'elles remontent du plus intime de l'expérience vécue, viennent enrichir à jamais notre trésor spirituel. Es gibt keines, gerade in diesem Augenblick, das besser das zentrale Gefühl ausdrückte, welches uns beseelt: Vom Tode wissen und dem Leben Freundschaft erweisen – Sie haben uns die Devise geboten, die für uns gelte, wie für Sie.«

Es war zu Ende. Lichtenberger flüsterte mir etwas ins Ohr von zwei Worten, die vielleicht zu sagen wären, pour terminer. Was tun? Was antworten auf diesen Katarakt empfundener Galanterie? Bereitwillig sprang ich auf und sagte das Notwendigste. Offen gestanden, ich sagte sogar, bewegt, wie ich war, ein Wörtchen zuviel. Die Zunge glitt mir aus; es war der einzige Augenblick, wo die Hüter unserer Würde daheim Grund gehabt hätten, zu zetern. Von Vertretern einer Literatur, der meine Bildung so viel verdanke, den bescheidenen Beitrag meines Lebens so geistvoll-freundwillig gewertet zu sehen, das hätte ich, sagte ich maßloserweise, als »den« Höhepunkt meines Lebens empfunden. Ich hätte sagen müssen: als »einen« Höhepunkt, zumal ich durchaus nicht sicher bin, wo er gelegen ist, der wirkliche, von augenblicklicher Dankbarkeit unabhängige Höhepunkt, wahrscheinlich nicht in einem öffentlichen Saale – im nächsten Augenblick sah ich das ein. Zu spät, das Wort war entschlüpft, die »Kniebeuge« geschehen.

Man sehe nun aber diese Franzosen an! Takt haben sie, das muß man ihnen lassen. Boucher, als Dolmetsch, verbesserte mich. Er übersetzte ungenau und mit Geschmack, er setzte den unbestimmten Artikel, sagte »un« des sommets. –

Für jetzt verabschiedete man sich. Auch wenn wir zu Fuß gingen, würden wir rechtzeitig zu dem Diner umgekleidet

sein, das die Union uns heute abend im Cercle Volney gab. Das Gebrodel der Straßen war toll um diese Stunde. Die Aufgabe, einen Fahrdamm zu überschreiten, bot mehr als einmal den Aspekt ewiger Hoffnungslosigkeit. Gelange mit List bis zur Mitte – dann ist der Gegenstrom so dicht, daß du angewurzelt zwischen Tod und Verderben stehst, auf schmalster Plattform, und weder vorwärts noch rückwärts kannst. Wie tröstlich wirkt in solcher Lage der Anblick des Schutzmannes, der hier, mitten im Leben, seinen dienstlichen Stand hat, fatalistisch, doch unerschütterlich im leichten Regen, in seiner Kapuze, wie der, den Crainquebille »Polyp« schimpft, um ins Loch zu kommen. Man tritt an seine Seite, man blickt zu ihm auf wie zu einem Vater. So tat meine Gefährtin, und es war gut, wie er mit einem kleinen ruhigen, müden und väterlichen Scherz zu ihr sagte: »Vous restez encore ma prisonnière.« Und dann: »Passez!«

Der Straßenportier des Palais d'Orsay (mit dem großen Schirm) ruft uns den Wagen. »Rue des Capucines!« Wir fahren ziemlich lange herum, dann halten wir – augenscheinlich nicht am Ziel, Rue des Italiens, wie sich zeigt. Es ist ein Kreuz mit diesen ausländischen Chauffeuren. Gott weiß, was der unsrige hier für ein Landsmann ist, aber in Paris weiß er nicht besser Bescheid als wir. Von einer Kapuzinerstraße hat er sichtlich noch nicht gehört. Seine einzige Entschuldigung bleibt, daß er so billig ist, so daß es in dieser Hinsicht nichts ausmacht, daß er einige Zeit suchen muß. Aber wir kommen etwas zu spät; die Gesellschaft wartet vollzählig.

Es ist ein Klublokal, ich glaube ein amerikanisches, wo die Union intellectuelle uns den Tisch bereitet hat. Der Mathematiker Emile Borel ist da, ehemals Marineminister, jetzt Deputierter, dessen Gattin, die Romanschriftstellerin Camille Marbo, ich zu Tische führe. Ferner Langevin, der Physiker, der

soeben nationalistischen Feindseligkeiten ausgesetzt gewesen ist, da er eine deutsche Gelehrte, das Fräulein Rotten, in seinem Institut hat sprechen lassen; der Dichter François Mauriac, dessen Werke erregende Titel tragen: »Génitrix«, »Le désert de la volupté«, »La Chair et le Sang«, und über dessen großes Talent André Germain in seinem neuesten Buch sehr fein gehandelt hat; Pierre Viénot ferner, Schriftsteller und Diplomat (er wird zur Botschaft in Berlin abgehen, wie ich höre, und man las kürzlich von ihm in der »Revue de Genève« einen Aufsatz voll kluger Beobachtungen: »République allemande et Allemagne nationale«. Übrigens erhielt er einen gefährlichen Halsschuß im Kriege). Fabre-Luce, Boucher mit seiner Frau, Dr. Zifferer, Du Bos, Lichtenberger und andere mehr. Das Abendessen war zwanglos. Nicht einmal alle waren im Dinerjacket erschienen. Während der Mahlzeit sprach Borel, mir gegenüber, im Sitzen einige Worte der Begrüßung, auf die ich nicht zu antworten brauchte. Wie angenehm, daß es zum Nachtschiff immer ein paar Gläser Champagner gibt – erfreulich und bekömmlich. Die guten Dinge sind ja wohlfeil hier: Die Weine und Liköre, die feinen Seifen und Toilettewasser, die feinen Käse. Am Ende hat es etwas auf sich mit dem »Leben wie Gott in Frankreich«.

Bei der Zigarre unterhielt ich mich ausgezeichnet mit Fabre-Luce und Boucher. Ersterer sagte:

»Sehen Sie, die Alliierten hatten zweifellos ein viel größeres Interesse an der Erhaltung des Weltzustandes als Deutschland. Hier spielte das Dynamische eine ungleich größere Rolle. So verschiebt sich die Schuldfrage auf eine andere Ebene. Die Alliierten hatten es leichter, moralisch zu sein, als Deutschland.«

»Sie werden recht haben«, antwortete ich. »Wir haben diese durch die Verhältnisse gegebene Ungerechtigkeit sehr tief empfunden. Es ist die Rede davon in dem Buch, das ihr »Con-

sidérations d'un non-politique« nennt und das euch arg skandalisiert hat. Glauben Sie mir, dies Buch war durchaus nicht böse gemeint.« (Heiterkeit, »Ah, non, évidemment!«) »Sein Antrieb war tatsächlich nicht politischer, sondern rein geistiger Art; es war der Protest gegen die moralische Weltvereinfachung 5 durch die demokratische Tugendpropaganda.«

Sie zeigten unbedingtes Verständnis. Die Folge sei, erwiderte Fabre-Luce, daß das Buch sich hauptsächlich gegen den Geist der französischen Linken, den bürgerlichen Radikalismus, den Geist der Revolution richte, und dies sei eben die 10 Schwierigkeit, daß in der Tat gerade die bürgerliche Linke seines Landes, deren natürliche politische Rolle doch die Förderung des Friedens sei, dem ideellen Deutschtum am feindlichsten gegenüberstehe.

Glänzend bemerkt. Aber erstens meinte ich, daß, wie ich 15 gestern zu sagen versucht hätte, die Wiederannäherung des deutschen Denkens an das westeuropäische durchaus eine geistige Möglichkeit sei – die geistigen Möglichkeiten seien in Deutschland sehr umfangreich, das ideelle Deutschtum etwas sehr Bewegliches. Das »Zweitens« aber und das »Andererseits« 20 müsse man der allgemeinen Weltrevolutionierung überlassen, die im Gange sei und ausgleichend wirken müsse, der – in der Literatur so deutlichen – Unterminierung des bürgerlichen, des klassischen, des konservativ-revolutionären Frankreich, als dessen politischen Exponenten man etwa den Typus Poincaré 25 betrachten könne, durch die Kräfte des Neuen, östlich-proletarische Kräfte, die in gewissem Sinn die Europäisierung Frankreichs betrieben.

Das klassische Frankreich ... Es war klar, daß von meinen beiden Unterrednern der Philolog, der Historiker, Boucher also, am meisten daran hing. »Ah, es lebt, es lebt noch, das klassische Frankreich!« – Von seiner Richtigkeit abgesehen – wie

verständlich der Widerspruch war! Genau, als wollte man einem deutschen Professor erklären: »Das romantische Deutschland ist erledigt.«

Das Gespräch ging weiter. Ich erinnere mich an einen Augenblick naiven Entzückens, wo ich ausbrach:

»Ach, ich bin wirklich zufrieden darüber, wie gut wir einander verstehen!«

»Sie haben daran gezweifelt?« fragten sie lächelnd.

Ich war voller Vertrauen. Ich sagte, auch vor Franzosen dürfe 10 man aussprechen, daß der Erfolg der Separationsbewegung im Rheinland ein großes Unglück gewesen wäre. Es wäre nicht beim Rheinland geblieben ... Und der Zerfall des Reiches hätte die Vertagung der Konsolidierung Europas ins Unabsehbare bedeutet. Über die nationale Rolle der deutschen Sozialde- 15 mokratie. Bestes Einvernehmen.

Dieser Kontakt mit den französischen Kollegen hat für mich etwas wirklich Herzerwärmendes. Warum habe ich in keinem anderen Auslande bei ähnlichen Gelegenheiten eine solche Genugtuung empfunden? Natürlich handelt es sich um eine 20 Verstärkung des Gefühls durch Überpersönliches, um die Ahnung, daß, wenn das tief-nachbarliche Verhältnis der beiden durch Haß verbundenen Völker sein Vorzeichen änderte, die Welt ein anderes Gesicht erhalten würde und, wer fischen wollte, es fortan im Klaren tun müßte. Daher, aus dem Gefühl einer 25 Spannung, die ihren Sinn verändern könnte, dieses privaten Fädchenspinnens fast erotischer Reiz, dem vielleicht auf der anderen Seite ein ähnlich »hochverräterischer« Kitzel entspricht. Alles ist möglich in dem Augenblick, wo der Hegemoniegedanke dahinfällt und der eines freigeordneten Euro- 30 pas – man nennt ihn den »demokratischen« Gedanken – dafür eintritt. Sind wir so weit oder nicht?

Freitag, den 22. – Nie im Leben vergesse ich Mr. Marcus Aurelius Goodrich, »Chicago Tribune«, von heute morgen. Er hatte doch Konkurrenz, es ging hoch her, das Telephon klingelte und wimmerte nicht wenig, doch Marcus Aurelius schlug alles weit und breit – es war mir dergleichen an monumentaler 5 Kindlichkeit und Fröhlichkeit, an sieghafter Rassenfrische überhaupt noch nicht vorgekommen. Ach ja, die Völker, die Menschenarten, die Typen der Welt! Es ist etwas für mich, ich weite mich, schaue und heiße gut. Zu den französischen Figuren und Figürchen dieser Tage bildete Marc Aurel den wunderbarsten Kontrast. Hallo und How are you und Athletenschultern und ein blendendes Gebiß in dem ausgezeichnet geschnittenen, rasierten, ausgeschlafenen Gesicht mit den keltischen hellgrauen Augen unter dem modisch glatt aus der Stirn zurückgestrichenen Haar, und in den kurzfingerigen, 15 naiven und festen Händen der Stock, unter dessen Beinknopf eine Lederschleife durchgezogen ist. Und sich hingesezt und losgeredet und -gelacht mit seinen vehementen angelsächsischen Bubenakzenten – he is to glad and he would so very much like to know – und Fragen gestellt ... »Was fühlen Sie, wenn Sie 20 auf Ihr Leben zurückblicken!!« Und Ausbrüche strahlender Bewunderung über das Allerbescheidenste an Antwort. Und die storie da, that lovely thing you know, Death in Venice, please, tell me something about it! – Im Stil, meinte ich scheu, habe die Geschichte im Gegensatz zu anderen Dingen eher 25 vielleicht was Lateinisches. »I see!« rief er strahlend. »Boccaccio!« – Und wie er lachte, als sich das übliche störende Rumoren und Stochern in der Dampfheizung, neben der wir saßen, durch Manipulieren am Schraubrädchen nur bedeutend verschlimmerte! Dies Schuljungengaudium! Der Sinn für Humor bleibt 30 der oberste Vorteil dieser Rasse und wird nie aufhören, mich ihr zu verbinden ... Kurz, Goodrich war eine Erfrischung er-

sten Ranges. Der weinblonde kleine Deutsch-Italiener, Isenburg, obgleich Übersetzer des »Tonio Kröger« und sonst auch sehr artig, fiel ab dagegen, nichts konnte ihn schützen.

Wir gingen diesseits der Seine spazieren, und wenn wir 5 nichts Sonderliches sahen, so war es auszeichnenderweise doch eben Paris, wo wir gingen. Wir frühstückten im Café Palais d'Orsay, mit Chapiro, dem kosmopolitischen Publizisten und Gesprächspartner Hauptmanns – russisch-jüdisch-französisch –, der pariserisch spricht mit slavischem Akzent 10 und deutsch mit französischem, schwarzäugig, sanft und graziös, mit dem weichen Mittlerethos des Mischlings, betriebsam, opferbereit: auf eigenste Kosten war er von Berlin gekommen, weil er bei diesen deutschen Veranstaltungen, von denen er eine wohl selbst in die Wege geleitet, nicht glaubte fehlen zu 15 sollen ...

Graves supérieur! Diesen Augenblick kommt ein Aufruf zum Protest gegen das strikte, gesetzliche Alkoholverbot, das Deutschland drohen soll, nach amerikanischem Muster. Euch werde ich's geben. Ein gutes Glas Wein, wenn es irgendwie 20 festlich hergeht, ist Gottesgabe, und dabei von »Alkohol« und »Alkoholismus« zu schwatzen heilloser Purismus und sanitäre Frömmerei. Radikale Askese, das bedeutet immer und überall nur Charakterschwäche, und man sollte niemandem das Gefühl dafür schärfen müssen, welche Unwürde in solcher Bevormundung eines großen, verständigen Volkes läge, dem an 25 Freuden des Lebens wahrhaftig zuviel nicht übrig geblieben ist. Wie man auf so was nur kommen mag! Gewiß hängt es mit den »diktatorischen« Ideen zusammen, die überall in der Luft liegen. Aber gesetzt auch, daß diese Ideen im Politischen ihre 30 Berechtigung hätten – aufs Persönlich-Sittliche ausgedehnt würden sie unerträglich und schändlich. Ihr sammelt Stimmen? Hier ist die meine! –

Etwas Ruhe nach Tisch. Zum Tee bei Du Bos, Rue Budé, Ile St. Louis, zusammen mit Edmond Jaloux, dem Romancier und Kritiker, der zur französischen Ausgabe des »Tonio Kröger« ein so schönes Vorwort geschrieben und über den »Tod in Venedig« die erstaunlichsten Dinge gesagt hat. Wir trafen schon an der Tür des alten Hauses mit ihm zusammen, das aus der Zeit Heinrichs IV. stammt. Er könnte Deutscher sein mit seiner Rundbrille und seinem eher blonden als dunklen Schnurrbartchen, ist aber Südfranzose. Schlicht, ernst, nachdenklich, fast gestenlos, mehr gemütvoll als sprühend, erschien er mir bei wiederholten Begegnungen als Typus des französischen Intellektuellen, den als Windbeutel vorzustellen niemand gut tut. Auch als Liebling der Nation, hochbegütert und bürgerlich repräsentativ, sollte man sich den französischen Schriftsteller nicht denken. Die fünfhundert Auflagen und die Yacht im Mittelmeer sind Ausnahme und Glücksakzidens, wie überall. Der Typ ist von unscheinbarer und stiller Geistigkeit, weltabgewandt, dem Gedanken gehörig.

Ein Pariser Heim also. Ein großes Schlafzimmer mit Wohncharakter. Madame, so blond wie ihr Gatte dunkel, leidend und bettlägrig infolge eines nicht allzu schweren Unglücksfalls. Wir nahmen den Tee an ihrem Lager, unter uns des Hauses goldhaariges Töchterchen. Mit Du Bos im anstoßenden Arbeitskabinett. Besichtigung seines Schatzes, der Bibliothek, der deutschen Bücher zumal, die er mit Genugtuung vorwies, der Nietzsche-Ausgaben, der Literatur über den bewunderten Künstlergeist und Propheten. Er schenkte mir seinen letzten Essayband mit herzlicher deutscher Inschrift.

Zu Fuße trieben wir uns etwas in den abendlichen Gassen des Inselquartiers und an der Seine umher, bevor wir nach Hause fuhren, uns umzukleiden, in Erwartung der Wiener Bekannten, in deren Gesellschaft irgendein Theater besucht werden sollte.

Graf Coudenhove-Kalergi und seine Frau, Ida Roland (unvergeßlich die Messalinenmajestät ihrer Zarin, mit dem Stern auf dem Busen, am Prunktische aufrecht, kommandierend), erwarteten uns im Vestibül. Coudenhove, die kleine rotgoldene Kokarde seines »Pan-Europa« im Knopfloch des Abendanzugs, ist einer der merkwürdigsten und übrigens schönsten Menschen, die mir vorgekommen. Zur Hälfte Japaner, zur anderen Hälfte gemischt aus dem internationalen Adelsgeblüt Europas, wie man weiß, stellt er wirklich einen eurasischen Typus vornehmer Weltmenschlichkeit dar, der außerordentlich fesselt und vor welcher der Durchschnittsdeutsche sich recht provinzierisch fühlt. Zwei Falten zwischen den fernöstlich sitzenden schwarzen Augen, unter der reinen, festen und stolz getragenen Stirn, verleihen seinem Lächeln etwas Ernstes und Entschlossenes. Seine Haltung wie sein Wort geben Kunde von unerschütterlichem Glauben an eine politische Idee, von deren Fehlerlosigkeit ich nicht überzeugt bin, die er aber mit der klarsten Energie literarisch und persönlich in die Welt zu tragen und zu propagieren weiß. Er kam von Amerika, von England, hatte überall seine Gedanken mit starkem moralischen Erfolg vertreten und eben hier eine eingehende Unterredung mit Briand gehabt, der ihm sehr aufmerksam zugehört hatte. Er äußerte die Zuversicht, daß alles auf dem Marsche sei und in zwei Jahren seine Vision verwirklicht sein werde. Schließlich, was sollte einem imponieren, wenn nicht dieser vorwegnehmende und nobel-demokratische Spitzentyp einer neuen Gesellschaft, der, von Natur gewohnt, in Erdteilen zu denken, es auf eigene Faust unternimmt, die Welt nach den Einsichten seiner Vernunft zu formen.

Nach einiger Unentschlossenheit verzichteten wir auf Musik, auf die Oper, die von Amerikanern ausverkauft schien (für bessere Franzosen ist sie zu teuer), und fuhren ins »Athénée«,

wo man »Les nouveaux messieurs« gab, Lustspiel der Herren de Flers und de Croisset, ein Stück von der Art und mittleren Qualität, wie sie in Deutschland, wo das Theater entweder ein Tempel ist oder ein »Lokal«, nicht gedeiht: gesellschaftlich, amüsan, kritisch und lehrreich. In guter Aufführung sehe ich, namentlich auf Reisen, dergleichen mit Vorliebe, und die Aufführung war vortrefflich: In der tragenden Rolle zeigte sich ein Herr Victor Boucher, der jetzt zu den ersten Schauspielern Frankreichs zählt, ein Meister – an Sicherheit, Klugheit, zwangloser Lebenswahrheit war mir lange nichts so Erfreuliches vorgekommen. Natürlich handelt es sich um menschlich gesehene Politik, um einen jungen Elektrotechniker und Parteizocialisten, der Minister wird, und um eine Liebschaft, die die Verbindung mit einer aristokratischen Gegenwelt vermittelt. Man mußte hören, wie verständnisinnig das Publikum jede antidemokratische Pointe belachte – genau wie es bei uns gewesen wäre. Diese Skepsis gehört heute allen Völkern an, der Überdruß an parlamentarischer Demokratie und Parteienmißwirtschaft ist international. Aber was soll werden? Die Forderung, die schon Nietzsche an Deutschland stellte, nämlich endlich doch in politicis etwas Neues zu erfinden, ist heute für alle Nationen dringlich geworden. Der Weg ins Vordemokratische zurück ist jedoch ungangbar. Das soll nicht heißen, daß die Vorschläge unserer Rechtsparteien immer und durchaus so verworfen wären, wie ein Liberalismus, der nur ermattete Schlagworte der Aufklärung wiederholt, es wahr haben möchte. Wohl aber soll es heißen, daß die Gefahr der Vermengung und Verwechslung von Nachdemokratisch-Revolutionärem mit massiver Reaktion in den Köpfen nie größer war als heute und daß man nur zu wohl einen Jugendtypus kennt, in dem diese Gefahr sich dermaßen bewährt, daß selbst die Propagierung des »alten Preußengottes« mit Zukunftsgebärde möglich ist.

Der Glaube an Geschichtswiederholung ist stark in deutschen Köpfen, nicht nur in Professorenköpfen, und zwar namentlich der an geistesgeschichtliche Wiederholungen. Die deutsch-romantische Revolution vom Anfang des 19. Jahrhunderts gegen die Aufklärung, den Idealismus und die Klassik des 18., die Antithese von Humanität und Nationalität also, ist größtes historisches Thema heute und wird mit einer wissenschaftlichen Liebe gepflegt, die von aktueller Tendenz durchaus nicht frei sein möchte: so, um ein eindrucksvollstes Beispiel zu nennen, in der großen und geistvollen Einleitung, die Alfred Baeumler zu der jüngst erschienenen Auswahl aus Bachofens Schriften verfaßt hat. Man kann nichts Interessanteres lesen, die Arbeit ist tief und prächtig, und wer sich auf den Gegenstand versteht, ist bis in den Grund gefesselt. Aber ob es eine gute und lebensfreundliche, eine pädagogische Tat ist, den Deutschen von heute all diese Nachtschwärmerei, diesen ganzen Josef-Görres-Komplex von Erde, Volk, Natur, Vergangenheit und Tod, einen revolutionären Obskurantismus, derb charakterisiert, in den Leib zu reden, mit der stillen Insinuation, dies alles sei wieder an der Tagesordnung, wir ständen wieder an diesem Punkt, es handle sich nicht sowohl um Geschichte, als um Leben, Jugend und Zukunft – das ist die Frage, die beunruhigt. Dieser Gesinnung gilt die Einheit der deutschen Romantik nur als optische Täuschung. Es gibt eine wahre und eine nur sogenannte. Novalis und Friedrich Schlegel sind Romantiker in Anführungsstrichen, achtzehntes Jahrhundert im Grunde, rational infiziert, verwerflich. Arndt, Görres, Grimm, endlich Bachofen sind die Wahren, denn nur sie sind zutiefst beherrscht und bestimmt von dem großen »Zurück«, von der mütterlich-nächtigen Idee der Vergangenheit, während bei jenen diejenige der Zukunft auf männlich-allzumännliche Art vorwalte. Da man aber, seit der Schilderhe-

bung Bachofens, vom Mythos nichts versteht, da man von nichts etwas versteht, wenn man im Gynaiokratisch-Mutterrechtlichen nicht zu Hause ist, so ist die Romantik von Jena, eben als deutsche Romantik, erledigt und abgetan, und mit ihr ist es Nietzsche, um dessen »Mythos« es in der Tat geschehen ist in dem Augenblick, wo unser Autor sich anschickt, »Nietzsche an Bachofen zu messen«. Das darf man eine vermessene und maßvergessene Messung nennen, unbeschadet jeder Bewunderung für einen Gelehrtengeist von unbezweifelnder Intuition, dem man jedoch Unrecht täte, wollte man seine Gestalt an der eines Helden und Überwinders, eines Richters und Propheten messen, dessen eigenes hinreißendes Künstlerleben ein seelen- und zukunftsprägender Mythos war.

In Ansehung einer religiös vertieften Auffassung der Antike steht Nietzsche zwar, nach Baeumler, in einer Reihe mit Zoega, 15 Creuzer, Grimm, K. O. Müller und Bachofen gegen den »zurückbleibenden Klassizismus«, gegen die Optimisten, Rationalisten und Ästhetiker Winkelmann, Voß, Bachmann, Mommsen, Wilamowitz. Er kennt jedoch, wie sein Freund Rohde, »das heilige Dunkel der Vorzeit nicht«; sein Begriff des Mythos, des »tragischen Mythos«, ist sokratisch, ist ein heillos brüchiges Gemenge aus logischen und mystischen Elementen und seine Erkenntnismethode – psychologisch; womit sie denn freilich das Letzte ist, was eine honette Erkenntnismethode nach neuerer Modevorschrift sein darf, denn: »Psychologie und Mythos schließen sich ebenso aus wie Sokratismus und Musik.« Wahrhaftig? Hat es nie logische Musik gegeben? Ist es nicht vielleicht eine kleine Beschränktheit, ein für allemal auf der Verwechslung der Musik mit romantisch-nächtigmutterrechtlichem Wonneweben zu bestehen? In Nietzsches 20 Begriff des tragischen Mythos offenbart sich seine »totale Unfähigkeit, den Mythos zu verstehen, historisch ausgedrückt:

seine gänzliche Zusammenhanglosigkeit mit der wirklichen Romantik.« (Auch Schopenhauer war also nicht wirkliche Romantik, das nicht.) »Diese Unberührtheit Nietzsches durch die stärkste geistige Bewegung des beginnenden 19. Jahrhunderts ist eine der auffallendsten und folgenreichsten Erscheinungen der deutschen Geistesgeschichte.« O ja, folgenreich, wir wollen das nicht leugnen. Folgenreich schon was den Glauben an die Möglichkeit logischer Musik betrifft. Folgenreich aber auch, insofern Nietzsche die mehr oder weniger latente Vaterländerei einer gewissen Romantik als einen Sumpf empfunden hat – dies Wort kaum als Schimpfwort, sondern als sachliche Kennzeichnung genommen. Nietzsches hohes und bildendes Deutschtum wußte, wie dasjenige Goethes, andere Wege des Ausdrucks als den des großen Zurück in den mythisch-historisch-romantischen Mutterschoß. Es äußerte sich zum Beispiel 15 allegorisch in dem Aphorismus, den Baeumler anzuführen unvorsichtig genug ist: »Apollinisch werden: das heißt seinen Willen zum Ungeheueren, Vielfachen, Ungewissen, Entsetzlichen zu brechen an einem Willen zum Maß, zur Einfachheit, 20 zur Einordnung in Regel und Begriff. Das Maßlose, Wüste, Asiatische liegt auf seinem Grunde; die Tapferkeit des Griechen besteht im Kampfe mit seinem Asiatismus: die Schönheit ist ihm nicht geschenkt, so wenig als die Logik, als die Natürlichkeit der Sitte – sie ist erobert, gewollt, erkämpft – sie ist sein 25 Sieg.« – Das war nicht gerade nur philologisch gemeint. Und vielleicht, statt zum Mythos zu beten, täte man heute besser, seinem Volk bei der Gewinnung solcher Siege behilflich zu sein.

»Der Weg zum Leben, der heilige Weg,« sagt Baeumler, »ist 30 nach Nietzsche die Zeugung. Es ist der Weg, der in die Zukunft weist, dahin, wo der Wille Herr ist.« Für Bachofens Gefühl, musterhafterweise, verhalte sich dies alles umgekehrt. Damit

ist das Problem der Revolution gestellt, das heute in seiner Zwiespältigkeit und Doppelgesichtigkeit die Köpfe derart verwirrt, daß das Abgestorbenste als wunder wie anziehende Lebensneuigkeit sich verummten kann und gröbste völkische Reaktion, bestärkt durch eine tendenziöse Wissenschaftlichkeit, die »zurückbleibende Humanität« mit einem revolutionären Achselzucken glaubt abfertigen zu dürfen. Aber nicht so liegen die Dinge. Die Gelehrtenfiktion, als gehöre der geistesgeschichtliche Augenblick einem rein romantischen Rückschlag gegen den Idealismus und Rationalismus, gegen die Aufklärung abgelaufener Jahrzehnte, als stünde wieder wie zu Anfang des 19. Jahrhunderts (das gegen sein Ende hin eine zweite Romantik gehabt hat, die von 1870, und in dessen ganzer zweiter Hälfte die Romantik durch die Kunst Richard Wagners triumphierte) – als stünde, sage ich, heute abermals »Nationalität« mit vollem revolutionären Recht gegen »Humanität« als das Neue, Jugendvolle und Zeitgewollte: diese Gelehrtenfiktion muß als das gekennzeichnet werden, was sie ist, nämlich eben als eine Fiktion voller Tagestendenz, bei welcher es sich nicht sowohl um den Geist von Heidelberg, als um den von München handelt. Nicht an Bachofen und seine Grabesymbolik knüpft das wahrhaft Neue an, das jetzt werden will, sondern an das heroisch bewunderungswürdigste Ereignis und Schauspiel der deutschen Geistesgeschichte, an die Selbstüberwindung der Romantik in Nietzsche und durch ihn; und nichts ist gewisser, als daß in die Humanität von morgen, die nicht nur ein Jenseits der Demokratie, sondern auch ein Jenseits des Faschismus wird sein müssen, Elemente eines Neuldealismus eingehen werden, stark genug, um dem Ingrediens romantischer Nationalität die Wage zu halten.

An diese Dinge streiften meine Gedanken bei den skeptisch pointierten Szenen des Lustspiels und bei der Zustimmung,

die sie weckten. Große Erheiterung zwischendurch über die sonore und unverschüchterte Fachkritik der Roland an der Aufführung, deren Überlegenheit über alles, was »wir« in Berlin und Wien könnten, sie energisch bestritt. Natürlich hatte sie eine weibliche Mitwirkende besonders auf dem Strich, die Liebhaberin, die recht unkünstlerisch mit einer weiß verbundenen Privatverletzung an der Hand kokettierte und deren Tricks mit den Augen der Bescheid wissenden und scharfsichtigen Kollegin zu beobachten sehr lustig war. In den Pausen Unterhaltung nach rechts mit Coudenhove, der mich durch das Geständnis einer starken Neigung für meinen Aufsatz über Friedrich den Großen verblüffte. Wie, und der Pazifismus?! – Er sei gar kein Pazifist, das sei ein Mißverständnis. Offenbar sei seine Ethik mir unbekannt, die heroisch sei – schon als Japaner müsse er eine solche moralische Geschmacksrichtung bevorzugen. Daß freilich Kriege, zum mindesten europäische Kriege, eine anachronistische Äußerungsform des menschlichen Heroismus geworden seien, liege für ihn auf der Hand. Europa müsse geeinigt werden, nichts sei selbstverständlicher; aber mit der Vereinigung eines Kontinents sei ohne weiteres so wenig geschehen wie mit der Gründung eines Reiches. Nur als Bodenbereitung und Vorbedingung betrachte er die europäische Union für ein höheres Werk, das ihm vorschwebe und das sittlich-ästhetischer Natur sei. – Was, frage ich wiederholt, sollte einem imponieren, wenn nicht dieser unprovinzielle Freiblick und unbefangenen planende Mut, welcher politisch-wirtschaftliche Neugestaltungen ersten Ranges betreibt, um der höheren Menschlichkeit seines Traumes Raum und Atmosphäre zu schaffen?

Wir aßen zu Abend bei Weber, sprich Vèbèr, in der Rue Royale, beim Eintrachtsplatz, die schöne Häuser vom Ende des 18. Jahrhunderts besitzt, in deren einem Madame de Staël ge-

storben ist. Es ist erotisches Gebiet übrigens, Jagdgrund der Prostitution und namentlich der männlich-homosexuellen, die an Umfang der von Berlin wohl nachgerade gleichkommt. Merkwürdig genug, wie das erotische Wissen und Verstehen des galanten Paris (wo es freilich schon einmal einen »Roï des Mignons« gab) sich gegen diesen Gefühlsbezirk geöffnet hat, der kürzlich noch – vom Orientalisch-Südeuropäischen abgesehen – für etwas eigentlich Angelsächsisch-Germanisches galt. In der Literatur, bei Proust und Gide, dem Freunde Oskar Wildes, ist die Entdeckung deutlich. Hängt auch das mit der Dämmerung des konservativen Frankreich zusammen – mit dem Übergange klassischer »Psychologie« in östliche »Psychoanalyse«?

Sonnabend, den 23. – Eine Art von Ruhetag – vergleichsweise, vergleichsweise. Mr. Abbe, amerikanischer Kunstphotograph, der uns zu bestimmen wußte, seine sehr opulente Werkstatt in der Rue du Val de Grace zu besuchen, und sich auch bei der Arbeit als geschickt und zartfühlend erwies. Mein Widerwille gegen die unvermeidliche und trotz aller Umgehungsversuche immer wiederkehrende Prozedur der »Aufnahme« ist unbeschreiblich und wohl etwas krankhaft. Das Objektiv erregt mir mystischen Schrecken. Tatsächlich sitze ich lieber stundenlang einem Zeichner oder Maler, als daß ich die zwei Sekunden des »Exponiert«seins ertrage, die meine Nerven sich zusammenkrampfen lassen, indem sie mir die abscheuliche Anstrengung auferlegen, meine Züge und Glieder vor dem blind-sehenden, dem ich-losen und exakten Apparate ruhig zu halten. Selbstverständlich ist gerade diese Anstrengung das Unvernünftige und Fehlerhafte. Und da es übrigens natürlich »noch schöner« wäre, wenn es nicht gehen wollte, so hat denn Mr. Abbe ein recht freundliches Bildnis zustande gebracht.

In Notre Dame nachher. Das zweite große gotische Ruhmeswerk dieser Reise: Ein Besuch im Kölner Dom, in Gesellschaft Ernst Bertrams, war vorangegangen. Das Wetter trüb, die Farben der Fenster und der großen Rose ohne Leuchtkraft. Dennoch tief berührt von der verdämmern großartigen Geistigkeit des Raumes. Es mag durch Kindheitsüberlieferung zu erklären sein, daß ich nur gotische Kirchen als wahrhaft metaphysische Stätten empfinde. Die anderen sind Festsäle, deren Gottesprunk mich nicht anders als populär anmutet. In San Paolo zu Rom könnte man tanzen, – obgleich doch das Christentum die erste und einzige Religion ist, die den Tanz aus dem Kultus vertrieben und ihn dämonisiert, verteufelt hat, wie Heine in »Lutetia« so hübsch erörtert.

Zu Tische bei Zifferers. Es ist draußen in Neuilly, einem Vorort, mit Paris verbunden durch die Porte Maillot, am Ende der Avenue de la grande Armée. Der Hofrat und Lustspielautor wohnt licht und elegant in einem modernen Mietshause. Er ist eingebürgerter Pariser, hat hier schon sein ius studiert, spricht vollkommen und weiß es nicht anders mehr, als daß sein Name »Ziffèrè« lautet. Fabre-Luce war da, Viénot, der Gesandte und seine Gattin. Offen gestanden und zur Ehre der Hausfrau wie zu derjenigen Österreichs gesagt, war es, rein kulinarisch, das beste Frühstück, das uns in Paris geboten wurde, – schlechthin vollkommen. Nachher mit Dr. Grünberger, dem Gastgeber und Viénot. Der Gesandte war Außenminister im Kabinett Seipel. Frau Grünberger ist eine geborene Davison und stammt in gerader Linie von dem Staatssekretär Wilhelm Davison in Schillers »Maria Stuart« ab. So wird ihre Neigung zur deutschen Literatur begreiflich.

Wie kamen wir auf Spanien? Der Gesandte kannte es und war voller Eifer. Kastilien! Die Ebene um Madrid, der Escorial, Toledo, Segovia jenseits der Guadarrama, das ist das Wahre!

Trotz Montserrat hatte Katalunien, trotz Alhambra und Sierra Nevada der Süden mir nicht das, nicht soviel zu sagen. Das Arabische selbst ist mir lieber in der überall durchscheinenden Andeutung als in Reinkultur. – Barrès in Toledo. »Exilé à Tolède«, schreibt ihm ein dort lebender Freund zum Abschied auf die Photographie. »Exilé de Tolède«, schreibt Barrès auf die seine. Das ist lateinische Epigrammatik und ein sehr tiefer Scherz des Dichters. – Über die heutige Antizipation der Welt vermöge technischer Mittel, durch die sie, demokratisch, an jeden herangetragen wird. Als ob man ein Stiergefecht nicht in- und auswendig wüßte, bevor man es in Wirklichkeit gesehen. Eben deswegen, und weil selbst sehr weite und ehemals abenteuerliche Reisen kaum noch etwas Auszeichnendes haben, ist persönliche Auswahl geboten. Rio de Janeiro, meiner Mutter Heimat, ist offenbar fabelhaft, aber ich muß es nicht gesehen haben. Worauf ich einen Blick geworfen haben mußte, war Spanien und Ägypten, – seelisch verwandte Länder. Ich meine: untereinander verwandt. – Über das »Spanische« im »Zauberberg«. Das Ägyptische ist noch nie zum Vorschein gekommen. Es wird schon.

Abends in der Comédie: »Robert et Marianne«, Eheirring von Géraldi. Hochelegante Aufführung. Was für ein geschmackvolles Bühnenbild, diese weite und bequeme Hotelterrasse mit den Männern in Sportdreß, gleich zu Anfang. Rhetorische Leistungen, Abgänge, die bei offener Szene applaudiert werden. Was mich eigentlich anzog, war die Parterreloge links, die Loge Napoleons. Dort saß er immer, wenn Talma spielte, im grünen Uniformfrack, die Haarsträhne in der Stirn. Aus der russischen Katastrophe traf er nachmittags 5 Uhr in Paris ein. Abends saß er in der Parterreloge, zur Bekräftigung des Bulletins: »Die große Armee ist vernichtet. Seine Majestät der Kaiser hat sich nie wohler befunden.«

Souper im Café de la Régence. Vanille-Eis mit warmer Schokoladesauce ist bekannt. Im Café de la Régence geht man so weit, auch noch geriebene Mandeln darüber zu streuen.

Sonntag, den 24. – Kleiner ungarischer Journalist mit Kamera, nett, aber so zäh, daß wir um ein Haar zu spät zum Bahnhof St. Lazare gekommen wären, von wo um 11 Uhr unser Zug nach Sèvres ging. Wir waren bei Bertaux zum Frühstück, und er erwartete uns, von weitem schon mit heiteren schwarzen Augen winkend, an der Station. Ländlichkeit. Sein Haus, »La Source« geheißen, schmuck und friedlich inmitten des hübschen Gartens. Nach einiger Unterhaltung im Salon Mahlzeit mit ihm, der sympathischen Hausfrau und Pierre, ihrem Sohn, einem zugleich verschmitzten und seriösen Knaben von zierlichen Sitten und innerem Ernst, Gegenstand der Bewunderung unserer Kinder dereinst in München, da er Vogelstimmen auf der hohlen Faust nachzuahmen weiß: den Kuckuck, die Meise, – dies aber nur sehr nebenbei, denn nach schon bestandnem Bakkalaureat bereitet er sich mit dem eisernen Fleiß und strengen Lebensernst, dessen diese jungen Franzosen bedürfen, um bei dem scharfen Konkurswesen ihres Schul- und Hochschulbetriebes nicht ins Hintertreffen zu geraten, auf die Ecole normale vor. Für das Stipendiat melden sich alljährlich 200 Musterschüler aus ganz Frankreich, aber aus der Zahl dieser Lerngenies und eifervollen Charaktere werden nur 25 genommen. Woraus erhellt, was es bedeutet »normalien« zu sein und gewesen zu sein. Wer es nicht war, behauptet, es mache starr und dumm fürs Leben, zeitige eine gewisse seelische Erstorbenheit und Friedhofsruhe, wie die jesuitische Abrichtung. Aber ich kenne Jesuiten sehr munteren Geistes und vertraue fest, daß die artige Heiterkeit des kleinen Pierre der Askese standhalten und daß er seine Begabung für so zierliche

Nebendinge des Lebens, wie das Nachahmen von Vogelstimmen, des Kuckucks, der Meise, nie völlig verleugnen wird.

Nach Tische kamen noch Kaffeegäste: ein schwerer, bärtiger, kluger Mann und sein Sohn, ein ebenso respektabler und strebsamer junger Franzose wie Pierre, mit dem er sich bald zurückzog. Der Bärtige, Kluge nahm mich in Unterhaltung: zurückgelehnt, mit ausholender Geste und ernst rollenden Augen, sprach er mit Geist und Gelehrsamkeit von Reisen, die er als Beamter des Auswärtigen Amtes unternommen und als Schriftsteller seelisch zu nutzen gewußt hatte. Wir waren bald bei Ägypten, der 18. Dynastie, den Amenhoteps, der Kunst von Amarna. Er wußte viel und ich wenig, aber welche schmeichelhafte Sache ist jedes positive, jedes Spezialwissen für den wesentlich Unwissenden, welche kindische Genugtuung gewährt es ihm! Bis Tell-el-Amarna reicht es bei den meisten, aber wer weiß, daß die neue Residenz des Echnaton, südlich von Kairo, eigentlich Chuit-Aton oder auch Achet-Aton geheißen hat? Fast niemand, ich fast allein. Es liegt nichts daran, aber ich bin eitel darauf wie ein Geck. Weiß der ungelehrte Durchschnitt auch nur, was der fast zum Eigennamen gewordene Königstitel »Pharao« bedeutet? Er bedeutet Per'o, großes Haus, ist eine Bezeichnung für die Majestät, wie etwa »Die hohe Pforte« für die türkische Regierung. Wie hieß der biblische Potiphar »in Wirklichkeit«? Petepre, oder doch ganz ähnlich, das ist: Der dem Rê Geweihte. Aber wie hieß seine Frau, die um ein Haar – die jüdischen Sagen versichern, daß es wirklich um ein Haar geschehen wäre und eigentlich nur durch ein Wunder verhindert worden ist – den Joseph verführt hätte? Niemand weiß es. Es ist nirgends zu lesen. Man nennt sie manchmal humoristisch »Frau Potiphar«, und manche sind dermaßen dumm, zu glauben, sie selbst habe Potiphar geheißen. Hieß sie möglicherweise Mut-em-enet, mit »schönem

Namen« Eni? Das Herz möchte einem stocken, wenn man es erwägt. – Etwas aus meiner Jugend verzeihe ich mir nie. Es muß in Sexta oder Quinta gewesen sein, in der Religionsstunde, daß der Seminarist, gewiß bei Gelegenheit des Goldenen Kalbes, die Frage aufwarf, wie der heilige Stier der Ägypter geheißen habe. Ich, der ich »Das Land der Pyramiden« gelesen hatte, meldete mich dringlich und wurde gerufen. »Hapi«, sagte ich, berauscht von Wissenschaft. – »Falsch, setzen, besser nichts wissen, als Verkehrtes. Apis hieß er.« – Und ich ließ mich niederschlagen! Ich fand nicht den Mut, mein besseres Wissen zu verteidigen und zu erklären, daß »Apis« ja völlig unägyptisch laute, daß es natürlich eine griechisch-römische Stilisierung des Namens sei und daß das Tier – viel eher jedenfalls, denn die Vokale sind ja niemals ganz sicher – Hapi geheißen habe. Daß so die frohe Wahrheit von Autorität erstickt werden konnte, ist kennzeichnend für die stumme Sklaverei, in die unser Geschlecht gebannt war. Ein heutiger Junge würde dem Lehrer Bescheid zu geben wissen.

Auch von Griechenland sprach der Bärtige und schenkte mir ein kleines Manuskript über das Parthenon, betitelt »Une leçon du temple«, ein für die französische Gebärde höchst charakteristisches Stück lyrisch-philosophischer Rhetorik. »Porte de l'Infini, tu épuises l'admiration de tes fidèles, car tu es la voie qui conduit des apparences passagères à l'Idée indestructible.« Wunderbar. Auch Automobilist war der Mann und fuhr uns, nach dankbarer Verabschiedung von unseren lebenswürdigen Wirten, in seinem kräftigen kleinen Citroën, dem unser Opelwagen nachgebildet ist, zur Station der Tramlinie, die uns nach Paris führte. Da wir schließlich, um Zeit zu sparen, doch noch ein Taxi nahmen, fuhren wir unter der ungeheuren Basis des Eiffelturmes hindurch, wie durch eine riesige Unterführung. Das Prahlwerk der Technik steht auf Füßen, nach Art gewisser

eiserner Öfen. Der Turm zu Babel, an den man natürlich denkt, muß stärker gewirkt haben, nach allem, was man hört, mit seinen sechs sich verjüngenden Stufenbauten in Tonfarbe und bunter Emaille, auf mächtiger Terrasse und mit dem blau-
leuchtenden Tempel als Krönung. Aber die konstruktive Ma-
5 gerkeit der modernen Erhebung hat wohl ihre eigene, uns zugehörige Schönheit, und statt des Tempels hat sie oben ein Restaurant.

Im Hotel, nach der Ruhe, ein ängstlich aufdämmerndes Er-
innern, ein Klarwerden und starres Entsetzen. War so etwas
10 möglich? Wir hatten eine Frühstückseinladung vergessen! Am Freitag, statt mit Chapiro Graves zu trinken, hätten wir bei Mlle. Weiß von der Europe Nouvelle dejeuner sollen: am
ersten Abend, auf der Botschaft, beim Essen, hatte sie uns ein-
geladen und mir sogar einen Denktettel eingehändig, der sich
15 noch in meiner Briefftasche fand! Höchstwahrscheinlich hatte sie Freunde dazu eingeladen, hatte mit dem Essen gewartet wer weiß wie lange. Es war eine Katastrophe und würde zweifellos
dem schon ermattenden Begriff des »Boche« neue Nahrung
zuführen. Das einzige Glück im Unglück war, daß wir wußten:
20 Mlle. Weiß empfing Sonntags zum Tee. Wenigstens also hatten wir sofort Gelegenheit, uns zu entschuldigen oder, richtiger
gesagt: uns Verzeihung zu holen, denn jeder Versuch, die skan-
dalöse Schuld von uns abzuwälzen, war aussichtslos. Es gab
keine andere Erklärung als die der Kopflosigkeit, des Mangels
25 an Beherrschung der gesellschaftlichen Materie. Auf denn, ins Auto, es war Rue des Vignes.

Der Eiffelturm zeigt nun doch eine bedeutende Überlegen-
heit über seinen frühorientalischen Vorgänger: Er war elek-
trisch illuminiert. Und wie! Er war vier- oder fünffach illu-
30 miniert, wechselte alle paar Minuten das Feuerkleid von oben bis unten. Flammenarabesken, Flammengirlanden, Flammen-

blumen, -sterne und -inschriften entbrannten, liefen an ihm
herunter, verschlangen sich, standen, erloschen und machten
neuen Sensationen Platz. Selbst Abraham hätte es prächtig ge-
funden und wäre vielleicht nicht ausgewandert, hätte der
5 Turm von Esagil dergleichen zu bieten gehabt.

Die Leiterin der Europe Nouvelle sah viele Gäste bei sich, sie
hatte gar keine Muße, im Vergangenen zu wühlen, war voller
Nachsicht, Verständnis, voller Bereitschaft, zu vergessen. In-
stinktmäßig bedient man sich in solchen Fällen des probaten
10 und bauernschlaun Mittels, den Spieß umzukehren, indem man die Selbstbeschuldigung so dick aufträgt, sich tellement
désespéré zeigt, daß der Beleidigte einen auch noch trösten
muß. Bald, nachdem wir einigen Leuten vorgestellt worden
und in dem kleinen Salon der Hausfrau delikate moderne fran-
15 zösische Bilder betrachtet hatten, zogen wir uns aus der frem-
den Gesellschaft zurück, da unsere eigentlichen Teeverpflich-
tungen heute woanders lagen, in der Rue de l'Albonie, in rus-
sischer Sphäre zur Abwechslung, bei Leo Schestow.

Wo war ich ihm schon begegnet? Auf der Botschaft? Im
20 Cercle Volney? Ich weiß es wahrhaftig nicht mehr zu sagen. Aber es hatte mich außerordentlich gefreut, die Bekanntschaft
des Mannes zu machen, der Europa das Buch über Nietzsche
und Dostojewski gegeben hat und dessen großer Versuch über
Pascal im letzten Jahrbuch der Nietzsche-Gesellschaft mich
25 durch die Eindringlichkeit seines diskursiven kritischen Stils
entzückt hatte. Ginge es nach unseren literarischen Moskau-
ern, so dürfte man mit russischen Emigranten in Paris über-
haupt nicht verkehren; denn sie müssen ja »Weiße«, Bürger,
Reaktionäre, Widergeistige, Abhub sein. Ich für mein Teil neh-
30 me an, daß sie ihre Gründe haben werden, Mütterchen Ruß-
land (und wer sagt uns, mit welchen Schmerzen, unter welchen
inneren Entbehrungen) heute zu meiden und da diese Gründe

desselben Niveaus sein werden, wie ihre Hervorbringungen, in diesem Fall wie der Essay über Pascal, so bin ich geneigt, sie zu achten.

Schestow empfing uns mit seinen Damen unter den Mantelgebirgen des Vorplatzes fast wörtlich mit offenen Armen, à la russe, voller Herzlichkeit. Er ist außerordentlich russisch: bärtig und breit, enthusiastisch, zutunlich, herzensgut, »mähnlich«. Ja, da war auf einmal russische Atmosphäre in diesen paar menschenvollen Räumen, dem Arbeits- und Wohnzimmer, – eine Stimmung, large, kindlich und von großartiger Gutmütigkeit, vergleichsweise nicht ohne einen kleinen Einschlag von Wildheit, mit starkem Tee und Papyros. Der erste, mit dem ich bekannt gemacht wurde, war Iwan Bunin, mit dem ich brieflich schon in Kontakt gestanden hatte, der Meister des »Herrn aus San Franzisko«, einer Erzählung, die an moralischer Wucht und aufwandloser Plastizität einigen stärksten Dingen von Tolstoi, dem »Polikuschka«, dem »Tod des Iwan Iljitsch«, an die Seite zu stellen ist. Die Geschichte ist nun wohl in alle Sprachen übersetzt. Sie steht auf französisch in voller Greifbarkeit da, wie auch der furchtbar triste Bauernroman »Le village«. Bunin sieht aus, wie ich ihn mir, glaube ich, vorgestellt hatte: Mittelgroß, rasiert, scharfzülig, scheint er eher in sich gekehrt als gesprächig. Es versteht sich, daß er von Komplimenten über den »Herrn aus San Franzisko« genug hat. Lieber wollte er etwas über »Mitjas Liebe« hören, und wahrhaftig brauchte ich mich zur Bewunderung auch dieser Eindringlichkeit nicht zu zwingen, denn auch aus ihr wirkt die unvergleichliche epische Überlieferung und Kultur seines Landes – mit welcher man heute dort ein Konterrevolutionär, bourgeois, widerproletarisch, politisch verbrecherisch ist und landflüchtig werden muß, wenn man davonkommt. Hier empfinde ich Sympathie, Solidarität, – eine Art von Eventual-

kameradschaft; denn wir sind in Deutschland ja noch nicht so weit, daß ein Schriftsteller vom ungefähren Charakter Bunins den Staub des Vaterlandes von den Füßen schütteln und das Brot des Westens essen muß. Aber ich habe gar nicht zu zweifeln, daß unter Umständen mein Schicksal das seine wäre.

Alles arbeitet im Hause Schestow und trägt zum Unterhalt der Gesamtheit bei. Die Frau ist Medizinerin, und da sie in Frankreich den ärztlichen Beruf nicht ausüben darf, so ist sie als Masseuse tätig. Die beiden Töchter, herzlich freimütige, echt russische Mädchen, sind in Deutschland zur Schule gegangen und sprechen, wie auch der Vater, vielleicht besser Deutsch als Französisch. Die eine versieht ein Amt in dem neuen Ressort des Völkerbundes, dem Institut International de Coopération Intellectuelle. Die andere hat eben ihr Ingenieurexamen abgelegt und ist im Begriff, in die Praxis einzutreten. Ich saß unter breiten Russen mit Bärten oder halblangem Haar am Schreibtisch beim Tee, und es gab eine Konversation über das Thema, das allen Völkern heute am meisten zu schaffen macht: über die Freiheit, über die Möglichkeiten und die Zukunft der Freiheit in Europa. Ein heikles, ein kritisches Thema, – denn wer empfände nicht, daß die Freiheitsidee in schwerer Krise liegt, nebst ihrer Komplementäridee, der Gerechtigkeit? Überall zugleich ist die gegenidealistische Wende wieder einmal da, wo der europäische Mensch in einer gewissen Moralverkrampfung und eigentümlich perversen Grausamkeit gegen sich selbst, begeistert und mit zusammengebissenen Zähnen, das Absolute positiv zu machen, ein Positives, die Macht, das Vaterland, die Klasse, ins Unbedingte zu erheben »entschlossen« ist. Was schön ist, männlich, heroisch, zeitgewollt an solcher Entschlossenheit, – ich verkenne es gar nicht. Aber ich wundere mich doch, es beleidigt mich sogar ein bißchen, wie wenig gelitten wird unter der ideellen Kasteiung,

wie wenig Scham und – fast hätte ich gesagt: natürliche Auflehnung sich regt gegen die Vergewaltigung des Menschlichen, gegen die Politisierung, d. h. den Verfall und die Verderbnis der Justiz zum Beispiel, die allerorten zum Himmel stinken. Finis libertatis: sollte das das Abhandenkommen der Anständigkeit auf Erden bedeuten? Und sollte nicht diese so mannhaft erstickte Anständigkeit, mit anderem Worte die Selbstachtung des europäischen Menschen, mit noch anderem Worte der heute so ganz und gar unmögliche »Liberalismus« eines Tages unter uns Europäern eine unwiderstehliche Renaissance begehen? Im Schreiben frage ich so. Im Gespräche behauptete ich es.

Dazwischen war mit Schestow Sachliches zu besprechen: sein Eintritt in den Vorstand der Nietzsche-Gesellschaft, die Buchausgabe seines Pascal-Essays. Und unterdessen feierte im Nebenzimmer die gallische Zungenfertigkeit meiner Gefährtin ihren endgültigen Triumph. Einheimische hatten verspätet begriffen, sie sei meine Frau. Sie wunderten sich: »Mais alors il a épousé une Française?« – Höher ging es nicht. Wir konnten uns empfehlen und mußten auch wohl, denn zum Diner waren wir bei Sautreaus geladen, in Gesellschaft seiner Exzellenz des Herrn Kriegsministers.

Ist die Höhe der Lebensführung an dem Verbrauch an weißen Stärkhemden zu messen, so ging es mir gut, das war nicht zu leugnen. Um aber ganz ehrlich zu sein, muß ich gestehen, daß ich mich unter festlich-unregelmäßig-sensationellen Reiseumständen, wie diesen, eigentlich und in geheimster Seele immer im Elend fühle: Bei aller Hingabe an den außerordentlichen Augenblick, aller Freude an der Bereicherung, die ich durch ihn erfahre, verläßt mich nicht das Bewußtsein, von der Welt am Narrenseile geführt zu werden, und jenes andere, daß das Würdig-Wahre einzig das Für-sich-sein, das stille, förder-

liche Gleichmaß des Lebens im eigenen Reiche bleibt. Da haben wir wieder das »Pergamen«, den Famulus Wagner, dem neulich ein Italiener, Benedetto Croce, eine so schöne Ehrenrettung und Sympathieerklärung gewidmet hat, obgleich er etwas unendlich Deutsches ist. Der Deutsche ist kein Welt- und Lebemann, er ist es höchstens aus Ethik, um sich dem Leben nicht zu entziehen, kein Drückeberger zu sein; er ist es wie Tannhäuser, dem der »Venusberg« auch ganz gewiß niemals ein Vergnügen war, sondern der Leidenschafts tribut eines Moralisten von tieferer Anlage als die bloß tugendhaften Wolfram und Walther: wie könnte er sich sonst »aus Freuden nach Schmerzen sehnen«? Auch Fontane nimmt das Deutsche in sein Selbstgefühl, seine Selbstaussage auf, wenn er seinen gemütvoll-grämlichen Pariser Dreistropher schließt:

»Ich bin für diese Herrlichkeiten
Vielleicht zu deutsch, gewiß – zu alt.«

Die Sautreaus wohnen am Außenboulevard Flandrin, elegant und geschmackvoll. Der Salon hat Bibliothekscharakter und einen reizenden Kaminplatz, jenen beliebig zu erweiternden westeuropäischen Halbkreis von Sesseln vor dem Feuer, der angenehmste gesellschaftliche Szene ist und mir immer nachahmenswert schien. Die Hofrätin Zuckerkandl war da, mir aus Wien bekannt, wo ich ihr im Hause Arthur Schnitzlers begegnete; des weiteren ihre Schwester, Mme. Paul Clémenceau, Schwägerin des »Tigers«, Welt dame von energischer Jugendlichkeit; Painlevé, untersetzt, jovial und bürgerlich; Victor Basch, Professor der Sorbonne, der irgendein hervorragendes Amt in der Liga für Menschenrechte bekleidet, ein unterhaltbarer Mann von geistreicher Häßlichkeit, der mit wienerischem Akzent vollkommen deutsch spricht; endlich noch ein jüngerer deutscher Diplomat. Basch und Painlevé bestritten

bei Tische die Hauptkosten der Unterhaltung. Sie waren ja eben noch Hochschulkollegen, und der kurz Halsige kleine Mathematiker mit seinen braunen Kugelaugen, seinen gepolsterten Händen und seinem Bonhomme-Schnurrbart ist hier nicht War Lord, Minister, Exzellenz, sondern einfach »notre ami Painlevé« oder »maître Painlevé«. Erst kürzlich aus dem Reich des Gedankens übergetreten in das andere, wo sich hart die Sachen stoßen, wahrt er kritischen Abstand von der zweideutigen Sphäre seines neuen Berufes, medisiert behaglich über berühmte Politiker, die ihrem Gewissen täglich eine ordentliche Portion Brom verabreichen. Dabei fehlen ihm persönlich die Merkmale und das Rüstzeug des demokratischen Politikers durchaus nicht, vor allem nicht die wohl lautende, demagogisch gewinnende Berufsstimme des parlamentarischen Redners. – Mit meiner Tischdame, der Hausfrau, zwischendurch über ihren Bruder, unseren Freund Björn, den »Theater-Chef« in Christiania, über Abende mit ihm bei uns, bei ihm, wo die unverwüsthliche Windbeutelei des Sechzigjährigen, sein persönliches Talent, seine dramatisch exekutierten Ibsen-Anekdoten die Gesellschaft in Atem hielten oder vielmehr vor Lachen um den Atem brachten. Ibsen und Grieg, der unvorsichtigerweise um Gewinnbeteiligung für seine Peer-Gynt-Musik bei ihm einkommt. Ibsen und der neugierige Tapezierer, der vor Schreck von der Leiter stürzt, als der greise Troll, ganz Brille, ganz böse Bürgerlichkeit, mit rotglühendem Gesicht und weißer Mähne durch eine Tür – und seine ebenfalls stark unterirdische Frau durch die andere ins Zimmer tritt. Die Komik solcher Geschichten steht natürlich nicht sonderlich hoch; sie ist gesellschaftliche Unterhaltungskomik und muß getragen sein von jenem persönlichen Talent, das das gesellschaftlich Schätzenswerteste bleibt. Falls nicht Musik gemacht wird, ist es für jede Gesellschaft am besten, jemand

wie Björn oder auch wie der verstorbene Max Bernstein, der berühmte Verteidiger, ist da und erzählt Geschichten. Alles ist gut dann, man genießt und wischt sich die Augen. Das Komische als Labsal, der Humorist als wahrer Wohltäter der Menschheit, – je älter ich werde, desto inniger empfinde ich es so, und ich habe es sehr früh so empfunden. »Humorist und also nicht vom ersten Range«, sagt Goethe in »Dichtung und Wahrheit« von einem italienischen Künstler. Ich habe es angestrichen und mir hinter die Ohren geschrieben. Es ist ein vorwegnehmend modernes Urteil nebenbei, welches heute wohl kritisch herrschend geworden: Das Humoristische gilt als »bürgerlich«, und ein Element des Gutmütigen, das ihm innewohnt, mag wohl wirklich der strengen Zeit entgegen sein. Aber wie kommt es, daß trotz solcher kritischen Verfügung das Humoristische, produktiv, heute eher in der Ausbreitung als im Rückgange begriffen ist? Ist Hamsun, der Größte unter den Lebenden, nicht Humorist vom »Hunger« bis zum »Letzten Kapitel«? Ist nicht die Reaktion auf seine Erzählung vor allem das Lachen, das tief heraufquellende, zugleich sardonische und herzensinnige, erquickungsvolle Lachen, zu dem Leben und Wahrheit uns reizen, wenn sie so durch das Mittel der letzten Komik gezeigt werden? Wie ist es mit Bernard Shaw, dem nächsten im Range? Ist er nicht vor allem ein lustiger, ein zu vollkommener Freiheit aufgeweckter, ein humoriger Geist? Die humoristische Überlieferung ist stark in England aus epischen Bürgerzeiten her; alle Lebensäußerungen Albions waren mit Drastik, mit Humor durchsetzt von jeher, noch die letzte Unterhausrede ist das; man kann den Humor geradezu die Form der britischen Männlichkeit nennen, und wirklich ist er allgemein etwas sehr Männlich-Deutsches. Das hindert nicht, daß heute das Humoristische sogar in den romanischen Ländern um sich greift, sogar in Frankreich, dessen literari-

scher Sinn den Humor bisher eigentlich nicht kannte: er war sec – im Gegenteile der Wortbedeutung von Humor. Heute entdeckt es Jean Paul. Ist so etwas, wie die Reise des von Insekten verfolgten Provinzialen in Gides »Caves du Vatican«, noch französisch? Oder gewisse komische Detailmassen bei Proust? Auf jeden Fall ist das alles hervorragend humoristisch: der Zeit zum Trotz? Ihr zu Gefallen! behaupte ich, wenn auch der Sinn des Humors heute ein anderer sein mag als in satteren Zeiten: nämlich der einer Zuflucht für Leidende. Wen rührte nicht das Bekenntnis unseres Hermann Hesse zum Humor, seine eingestandene Sehnsucht nach ihm, sein Willensbekenntnis, ihn fortan zu suchen, an ihn sich zu halten? – Was mich betrifft, so soll es mich wenig kümmern, welchen Platz die kritischen Bescheidwiser dem Humor in der Rangordnung der seelischen und geistigen Werte heute zuweisen mögen, – Zeit meines Lebens ist mir das Epische selbst mit dem Humoristischen fast auf ein Haar zusammengefallen, und auf nichts in der Welt bin ich stolzer als auf die Notizen über den Humor, mit denen Arthur Schnitzler die Lektüre des »Zauberbergs« begleitet hat und unter denen man das lapidare und schlagende Wort findet: »Der Humorist lustwandelt innerhalb der Unendlichkeit.«

Dies zum Gespräch mit Dagny. Übrigens war es sehr drollig, wie sie sich beklagte, »man« sei immer etwas von jemandem, die Tochter von jemandem, die Schwester, die Frau von jemandem – und der Gatte einfiel: »Allons, allons! Tu es la femme de personne!« Er beschäftigt sich aber mit Literatur und ist ein geschätzter Übersetzer.

Nach Tische weitere Gäste, junge Leute: Arne, Sohn Dagnys aus ihrer Ehe mit Langen, Dr. Zuckerkandl aus Wien, eine junge Schwedin. Painlevé war köstlich. Man hatte ihn auf Italien gebracht, auf den Faschismus und seine Helden, und da ging er denn los, unter Freunden, – er nahm kein ministerielles

Blatt vor den Mund. Ich hege große Abneigung, diplomatische Verwicklungen herbeizuführen, aber man verrät wohl kein Staatsgeheimnis, wenn man das Selbstverständliche feststellt, daß der heute in Frankreich herrschende Politikertyp von dem aufgedonnerten Gehaben dort drüben nicht allzuviel wissen will. Ein Rohrspatz hätte sich nicht kräftiger äußern können als Maître Painlevé mit seiner wohl lautenden Kammerstimme, und seine Antipathie ließ keinen Widerspruch gelten. »Indessen, die Persönlichkeit . . .« – »Was denn, Persönlichkeit! Wenn die Großindustrie mir zweihunderttausend Mann und die zugehörigen Mitraileusen gibt, spiele ich Ihnen auch Persönlichkeit . . .« Es war erquicklich und erheiternd zu hören, und ich bekam das gewinnende Wesen des Mannes noch einmal privatim zu spüren, als er zum Abschied auf mich zutrat, meine Hand zwischen seine beiden nahm und in herzlichen Worten dem Wunsche Ausdruck gab, ich möchte diesen Pariser Tagen ein freundliches Gedenken bewahren.

Montag, den 25. – Heute mußte ich wieder an Napoleon denken, denn wir frühstückten im Faubourg St. Germain, dem Adelsquartier von Paris, und das Geständnis des Kaisers fiel mir ein, bei allen seinen Erfolgen, nach jeder gewonnenen Schlacht sei sein erster Gedanke: Was wird das Faubourg St. Germain dazu sagen? – Lichtenberger, dessen Ehrgeiz wohl dahin ging, uns zu zeigen, daß auch in aristokratischer Region Friedens- und Freundschaftsbereitschaft zu finden sei, holte uns ab, um uns zum Grafen und zu der Gräfin de Ponge zu führen, von denen die freundliche Einladung ausgegangen war und die uns in ihrem geräumigen und ernst-repräsentativen Salon mit großer Herzlichkeit empfingen. Wir fanden dort Maurice Muret nebst Gattin, denselben, der mehrere Jahre vor dem Kriege das verdienstliche Buch »La Littérature Allemande d'aujourd'hui« ver-

öffentlich hat, und Fabre-Luce, der verurteilt scheint, beständig mit uns zu frühstücken. Zweifellos sind die de Ponge sehr vornehm, da sie mit den Broglie verwandt sind, – durch die Gräfin übrigens auch mit Frau von Staël, was die literarische Überlieferung des Hauses sowie ein näheres Verhältnis zu Deutschland erklärt. Der Graf ist ein brünetter, sympathischmüder Typ von sanfter Courtoisie; die Gräfin blond, stutznäsiger, reizvoll-süffisant. Bei Tische saß ich zwischen ihr und Murret, einem feinen Schauspielerkopf, dessen ausgesuchte Höflichkeit einige Zurückhaltung zu wahren schien. Während des Krieges war er, sonst erklärter Freund meiner Schriften, sehr schlecht auf mich zu sprechen und wird mir die »Betrachtungen eines Unpolitischen« wohl nie ganz verzeihen. Auch sein Begrüßungsartikel im »Journal des Débats«, eben jetzt, hatte der ironischen Spitze nicht ganz entbehrt, doch hielten wir während der Mahlzeit freundliche Nachbarschaft. – Beim Kaffee Sondergespräch mit Lichtenberger über Nietzsche und des Professors schönes, sowohl gelehrtes als intimes Novalisbuch, an dessen Ende der Name Richard Wagners steht. Ich empfand, nicht zum erstenmal, daß durch ein gewisses brennendes und persönliches Interesse für die Psychologie der Romantik der Deutsche mit dem geistigen Franzosen von heute am tiefsten und angelegentlichsten zusammengeführt wird. – Fesselnd der Blick vom Balkon auf die dix-huitième-Architektur und in die Höfe des Faubourg.

Auch Nachmittag und Abend waren wohlbesetzt. Es gab großen Tee-Empfang in der neueröffneten Abteilung der Société des Nations, dem »Institut International de Coopération Intellectuelle«, an dessen Spitze Professor Luchaire und Dr. Robert Eisler stehen. Das Institut domiziliert im Palais Royal, neben der Comédie, in fürstlichen alten Räumen. Vertreter von mehr als zwanzig Nationen gehören ihm an, das

Gewimmel war bunt, und indem Luchaire mich mit seinem Mitarbeiterstabe bekannt machte, hatte ich Polen, Engländern und Amerikanern, Schweden, Tschechen und sogar einer kleinen Japanerin die Hand zu drücken, die, wo sie ging und stand, das klassische und unwandelbare asiatische Lächeln zur Schau trug. – Sonderbare und fast geheimnisvolle Beziehungen, Verwandtschaften, Duplizitäten gibt es im Menschlichen über Räume und Rassen hinweg. Dieser Professor Luchaire, schlank, mit einem rasierten, scharfzügigen und dabei etwas schläfrigen Patriziergesicht, erinnerte mich durch seine Züge und seinen gesamten Habitus auffallend an einen hanseatischen Schulkameraden, der heute Weinhändler ist und die Lübecker mit französischem Rotspon versieht. Dazu hieß er Julius mit Vornamen, und der Pariser politische Professor heißt Julien. Es ist weiter nichts darüber zu sagen, aber in Gedanken verweilte ich wiederholt bei der amüsanten und mysteriösen Erscheinung. – Was Dr. Eisler betrifft, so steht er im Rufe großer orientalistischer Beschlagenheit. Leute mit solchem Spezialwissen muß man sich merken; vielleicht kommt die Stunde, wo sie einem zur Hand gehen können.

Im Zeichen des Orientalismus stand auch der Abend, denn wir waren bei dem berühmten, dem reichen und gelehrten Salomon Reinach zum Diner geladen, draußen in Boulogne-sur-Seine, wohin die altmodische Familienkraftdroschke der Reinachs uns abholte, besetzt schon mit zwei Damen: einer russischen emigrierten Prinzessin, die sich in Paris irgendwie, ich glaube als Verlagsangestellte, ihren Unterhalt erwirbt, und Mme. Borel (Camille Marbo), der ich sehr für einige ihrer Werke zu danken hatte, die sie mir unterdessen hatte zugehen lassen. Heute gibt es ja schon altmodische Autos, wie es ehemals altmodische Kutschen gab. Diese hier war ungeheuer hoch und breit, wir vier Personen verschwanden beinahe darin.

Aber gerade dieser altertümlichen Geräumigkeit wegen hängen die Reinachs an dem überholten Modell und verschieben es immer wieder, eine moderne Limousine in Dienst zu stellen.

Es gab einen sonderbaren und ebenfalls altfränkischen Aufenthalt unterwegs, bei einem Wächterhäuschen am Burgfrieden von Paris: die Benzinkontrolle, eine Formalität, an der festgehalten wird, da ein hoher Stadtzoll auf diesem Betriebsstoff liegt. Die Untersuchung wurde leichthin gehandhabt, wir durften rasch weiterfahren und stiegen aus vor der schloßartigen Parkvilla der Reinachs, Avenue Victor Hugo.

In dem weitläufigen Salon zu ebener Erde trafen wir wieder mit Julien Luchaire zusammen. Ferner waren anwesend ein stattlicher Vierziger, Gaston Ragert genannt und Schriftsteller von Distinktion; ein jugendlicher Italiener, Suarès mit Namen, und Verwandte der Reinachs, darunter eine im Hause lebende Nichte, Soya Silberstein, mit Augen wie aus Tausendundeine Nacht, in deren glänzendem Dunkel ich während des Abends oft und dankbar verweilte.

Mme. Reinach, neben der ich bei Tische saß, ist russischer Abkunft und spricht das Deutsche wie das Französische mit demselben charakteristisch harten Akzent. Was ihren berühmten Gatten angeht, so beherrscht er, wie es scheint, jede Sprache, die gerade in Vorschlag gebracht wird, – sein Deutsch, vor allem, ist vollkommen rein und gewinnt an Gewicht durch die patriarchalische Würde seiner Diktion, sein morgenländisch langsames und weises Auge. Dieser Mann ist vielleicht der größte Polyhistor der Gegenwart. Er ist vor allem – aber man weiß nicht sicher, was er vor allem ist – Mytholog, Religionshistoriker, Erforscher primitiver menschlicher Vorwelt. Man findet sein vierbändiges Werk, »Cultes, Mythes et Religions« wiederholt zitiert bei Siegmund Freud, der in seiner Schrift über »Totem und Tabu« einen »Code du totémisme« wieder-

gibt, den Reinach eines Tages in der Revue scientifique entworfen hat. Er hat jedoch auch eine »Histoire générale des Arts« geschrieben und bekleidet in Paris ein Konservatorenamt. Als Linguist und Agrégé de grammaire gibt er sich populär und menschenfreundlich. Die Librairie Hachette enthält reizende Bücher von ihm: »Le grec sans larmes«, »Le latin sans pleurs«, »Le français sans peine«, worin er brieflich, plauderhaft und spielend in diese Sprachen einführt. Seiner Kritik des Sprachunterrichts an den Mittelschulen hörte ich mit Vergnügen zu. Der Grundgelehrte findet ihn viel zu gelehrt; er möchte die Philologen dahin verweisen, wohin sie seiner Meinung nach gehören, an die Universitäten.

Seine Bücherei ist enorm. Ich durfte mich umsehen darin: Sie bedeckt nicht nur die Wände seines großen Arbeitszimmers und eines weiteren Salons, sondern füllt, auf schmucklosen Metallgestellen gereiht, wie in öffentlichen Bibliotheken, noch den ganzen Wand- und Innenraum eines dritten Zimmers. Es ist eine herrliche Bücherei, gelehrt wohl, aber nicht abschreckend und entmutigend, sondern ganz zugänglich und freundlich, nämlich human. Sie handelt vom Menschen und von nichts anderem, von den Geschichten und Schicksalen seines Geistes, den Abwandlungen seines Glaubens, Träumens und Redens, von allerlei Ausdruck seiner Seele. So ist es sehr gut und hat nichts Beschämendes, darin zu wandeln und zu blättern: kein Band, der einen nicht angehe. Die kleine Soya ist im Begriffe, den Kartenkatalog herzustellen: ein Riesenunternehmen, une mer à boire, aber es ging nicht so weiter, es war mit der Bibliothek nicht mehr zu arbeiten, die ist dem Onkel über den Kopf gewachsen, er übersieht sie nicht mehr, und es ist schon vorgekommen, daß er sich ein Buch aus der Stadt hat holen müssen, das er besaß und von dem er nur nicht wußte, wo es stand, – eine Situation, mir nicht ganz unbekannt, nachgerade.

Die kleine Soya obliegt ihrer Aufgabe mit Stolz und Fleiß. Sie hat die Liebe ihrer Rasse zum »Buch« und ihre Teilnahme für den, der welche schreibt. Sie ist in moderner französischer Literatur belesen wie einer, setzt sich an des Onkels Arbeitstisch und schreibt mir eine lange Liste neuer Bücher, die ich lesen müsse, um auf die Höhe zu kommen. Sie ist literarisch tätig, übersetzt aus dem Deutschen in das Französische. Sie schenkt mir ein Heft der »Europe«, für das sie den »Beamten«, »L'employé municipal«, von Leonhard Frank übersetzt hat, unter einem männlichen Schriftstellernamen. Am liebsten möchte sie »Buddenbrooks« übersetzen, und wahrhaftig, ich hätte nichts einzuwenden. Ob aber der Verleger ihrer großen Jugend Vertrauen schenken wird? Solche Leute sind durch Tausend- und-eine-Nacht-Augen nicht ohne weiteres zu bestechen.

Was den großen, blonden, eleganten Herrn Ragert (Gaston) betrifft, so ist er ein eifriger Verehrer Bergsons, über den er verschiedentlich gearbeitet hat. Gegenwärtig liefert er der »Revue bleue« Theaterberichte. Es heißt, daß er ein vortrefflicher Redner ist und oft an französischen und selbst ausländischen Hochschulen Vorträge literarischen oder philosophischen Charakters hält. Er und Luchaire duzen einander, denn sie sind Schulkameraden, ehemalige normaliens alle beide, demnach ehemalige Musterschüler. Sonderbar! Es scheint, daß in Frankreich die Musterschüler Schriftsteller werden, diese aus jenen sich rekrutieren, – zum Unterschiede von Deutschland, wo der angehende Schriftsteller schon auf der Schule seine soziale Unmöglichkeit zu erhärten pflegt. Es ist eben doch etwas anderes mit dem Schriftstellertum in Frankreich als bei uns. Dort ist es weit mehr etwas gesellschaftlich Vertrautes und Anerkanntes, eine Laufbahn viel eher, die sogar weit führen kann in Staat und Sozietät, – während es bei uns reine Dämonie ist, außerstaatlich und außergesellschaftlich von Grund aus und mit der

Vorstellung früher Musterhaftigkeit und Harmonie so schwer vereinbar wie mit derjenigen späterer akademischer Repräsentation. Die deutsche Republik zeigt melioristischen Ehrgeiz in dieser Richtung und wird vielleicht äußere Änderungen herbeiführen. Aber dem Akademikertum des deutschen Schriftstellers wird immer ein gut Teil Ironie beigemischt sein.

Wie sympathisch war übrigens auch der kleine Suarès, mit seinem schmalen, spanischen Gesicht, ein feuriger, naiver, ergebener Junge, bedrängt von Jugend und Leidenschaft. Korrekterweise glaubte er mich aufmerksam machen zu müssen, daß er nicht André Suarès sei, mit diesem nicht zu verwechseln. Das machte nichts, er gefiel mir auch so. Da ich ihm in Paris begegnete, war anzunehmen, daß er Antifaschist sei, und er erwies und bekannte sich als solcher mit Schmerz und Wut und bedrängter Brust. »Sie leben nicht in Italien?« »Mein Herr, was wollen Sie, ich kann – ich kann es nicht!« Genau wie die Russen. Es ist doch merkwürdig. Sein Gott und Held und Meister ist Mazzini. Seine Freude darüber, daß ich von diesem Geist auch nur wußte, auch nur einige seiner Manifeste kannte, war ergreifend. Wo sind die Zeiten, da ein und dasselbe Pathos Vaterland und Menschheit umfaßte? Auch der Demokrat und Menschheitsfreund Mazzini forderte die Brennergrenze, die heute der Faschismus, nach der ersten Überraschung darüber, daß sie ihm in den Schoß gefallen, für gottgewollt erklärt. In der Anlage und Fähigkeit, im Namen ganz verschiedener Prinzipien dasselbe zu fordern, besteht die Überlegenheit derjenigen Völker über uns Deutsche, welche wir, eben auf Grund dieser Anlage und Fähigkeit, die politischen Völker nennen. Die Forderung der Vereinigung mit Österreich wäre eine solche, die unter Berufung auf beide Prinzipien, das völkische und das demokratische, durchaus einstimmig gestellt werden könnte; aber unsere Nationalisten,

die während des Krieges nichts als Außenpolitik kannten, lehnen sie ab aus innerpolitischem Grunde: weil sie auch mit menschheitlich-demokratischen Argumenten gestützt werden kann und weil ihre Erfüllung einen Erfolg der Republik bedeuten würde. Der Deutsche verhält sich zur Demokratie wie der alte Germane zum Christentum: er fürchtet und muß vielleicht fürchten, durch sie national geschwächt zu werden. Diese Sorge ist den anderen überhaupt unbekannt. Der Grundgedanke meiner »Betrachtungen«, daß Demokratie und Politik ein und dasselbe sind, bleibt mir wahr und unanfechtbar. Leugnet man ihn, so kann man ein hochinteressantes Volk sein, aber man bringt es zu nichts. –

Die Familienkraftkutsche brachte uns, zusammen mit der Prinzessin und der Romanière, wieder nach Hause.

Dienstag, den 26. – Anstandsbesuch im Louvre. Die Umstände sind jeder ernstlichen Vertiefung entgegen. Ein Hindurchschlendern, Umheräugen, ein Blick auf die Nike, die Venus von Milo, die Leonardos, die Spanier, eine Erneuerung der allgemeinen Idee, was hier an prangendem Ausdruck seelisch-sinnlicher Kräfte vereinigt ist, das war alles. Ach ja, der Mensch! Er hat gesündigt, sich wie ein Vieh benommen, sich gegenseitig gemetzelt all die Jahrhunderte her – und unterdessen beständig dergleichen hervorgebracht. Wobei es ein Irrtum wäre, zu unterscheiden zwischen seinem »göttlichen Teil«, dem diese Dinge zu danken wären, und seinem tierischen, auf dessen Rechnung das andere käme. Nein, beides entspringt aus seinem Ganzen, die Viecherei und die Herrlichkeit; das Gemetzel hat grauenhaft viel mit dieser zu schaffen, viel mehr, als ein Pazifist sich auch nur träumen zu lassen einwilligen würde; und ich beneide diejenigen, die sich durch die Berührung mit großer Kunst in ihrer Forderung an die Heiligkeit, Reinheit,

Friedlichkeit des Menschen gerechtfertigt und bestärkt fühlen. Ich habe das nie gekonnt. Heiligkeit und Friedlichkeit machen keine Bilder. Der »Geist« tut das auch nicht, sondern die Seele, welche nämlich Sinnlichkeit und Sünde ist. Ich habe immer behauptet, daß im Kampfe gegen den Krieg mit dem Namen der Kultur nicht viel anzufangen ist. Der europäische Pazifismus von heute ist eine Sache der allerpraktischsten Vernunft, und nur Narren freilich löken gegen diesen Stachel.

Was, im Vorübergehen, gefiel mir am besten? Ich glaube: »L'embarquement pour Cythère«, dies zärtlich irisierende Muschelgeschenk Aphroditens. Die Umstände mochten eine Empfänglichkeit entschuldigen, die mich selbst überraschte. Was noch? Die Höfe. Der älteste namentlich, aus Franz des Ersten Zeit, mit den reinen Formen seines von vier Jahrhunderten geschwärzten Steines.

Frühstück in der Botschaft, allein mit Herrn von Hoesch und einem weiteren Landsmann, dem Präsidenten der Leipziger Handelskammer. Man hielt sich im Erdgeschoß, wo die Privaträume des Botschafters liegen, die übrigens an Stattlichkeit den oberen kaum nachstehen. Blick von den Salonfenstern auf die Seine und den Tuileriengarten. Wieder trug der Eßtisch ein schönes Mittelstück von Blumen. Beim Frühstück kam Hoesch auf den »Zauberberg«, dessen Bände er rührenderweise neulich, bei dem großen Empfang, auf dem Tische des Hauptsalons ausgelegt hatte. Er nahm Anstoß an der übergroßen Fülle von nicht immer erfreulichem Detail in diesem Roman, wünschte sie erklärt. Ich sagte, es handle sich um den Exaktheitshang eines Schriftstellers, der durch die naturalistische Schule gegangen. Seither habe aber das Detail an Sinn gewonnen, ja, überhaupt erst Sinn gewonnen. Das Exakte werde heute nicht mehr um seiner selbst willen gepflegt. Seine Vergeistigung habe von Anfang an in meiner Tendenz gelegen. – Ich

fürchte, den Präsidenten langweilte das. Nach Tische bei den Likörs und der Hamburger Zigarre gab es solidere Themata: Die Finanzlage Frankreichs, das Kunststück und Wunder der deutschen Deflation und Währungsstabilisierung, über deren Gelingen Hoesch mit einem gewissen nationalen Stolze sich 5 äußerte. Er sprach auch sehr hübsch über seine eigene Laufbahn, die insofern ungewöhnlich war, als er niemals Gesandter gewesen, sondern mit 40 Jahren, vom Posten des Botschaftsrates, nach Weggang des kranken Dr. Meyer, sofort zum Botschafter aufgerückt ist: auf französischen Wunsch sowohl wie 10 nach dem strikten Willen der Berliner Stellen, den er damals vergebens mit geharnischten Telegrammen zu wenden versucht hat. Er wußte wohl, welcher Kelch ihm bevorstand: es galt die Liquidierung der Ruhraffäre, und der dienstliche Verkehr mit Herrn Raymond Poincaré muß das genaue Gegenteil 15 eines Vergnügens gewesen sein. »Es war ziemlich schrecklich. Eine kultivierte Familie, ein in seiner Art kultivierter Mann, gewiß. Aber stellen Sie sich einen Kopf vor, wie eine Registratur, vorzüglich beherrscht, die Umsicht, mit der er die Schubladen handhabt, ist imposant, aber alle sind gestampft voll, 20 – etwas Neues geht nicht mehr hinein.« Eine erheiternde Charakteristik, wie das peinliche Erlebnis sie eingibt. Wir überließen den vielgeplagten Mann seiner Arbeit. Zum Abschied dankte er mir noch einmal auf eine zugleich herzliche und offizielle Weise für mein Kommen und Reden, – vielleicht um 25 mich im voraus zu wappnen gegen die unvermeidlichen, aber untergeordneten kleinen Mißverständnisse und Infamien, die ich deswegen in der Heimat würde zu bestehen haben. –

Vorlesung bei den Normaliens am Nachmittag. Zwei elsässische Studenten, denen das Deutsche Muttersprache ist, Mitglieder der »Groupe d'information internationale de l'École normale supérieure«, holten mich ab und fuhren mit mir ins

Quartier Saint-Médard, Rue d'Ulm, wo das klösterliche Haus der Schule, ein Gebäude aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts, gelegen ist. Steinerne Gänge, junge Leute. Ich liebe den rührenden Kontrast von Jugend und würdigem Gemäuer, worin 5 sie lacht, lernt und schlendert, und dachte an Oxford. Diese Begegnungen der Studenten mit fremden Gästen pflegen eigentlich in engstem Rahmen abgehalten zu werden, auf irgendeiner Bude und in Gesprächsform. Man hatte jedoch heute einen größeren Hörsaal zum Schauplatz gewählt, weil die 10 Jugend nicht unter sich war, sondern externes Publikum sich eingefunden hatte. Ich spazierte durch den Gang zwischen den Bänken zum Katheder recht wie ein Professor, wurde in kurzer Ansprache vorgestellt und hatte für einen Begrüßungsapplaus zu danken, dessen jugendlich hochherziger Eifer mich ergriff. 15 Ich sagte ein paar einleitende Worte, sprach von der neuen Generation, auf die man immer hofft und auf die heute die Welt aus besonderer Not und Hoffnung blickt, und entschuldigte mich, daß ich keine Zeit gefunden, einen eigenen Vortrag für diese Stunde vorzubereiten. Ich hatte ein paar Bogen aus 20 dem Aufsatz »Goethe und Tolstoi« mitgebracht und las daraus zwei Kapitel, Gedanken über Freiheit und Vornehmheit, über den Adel des Geistes und den der Natur. Ich fand musterhafte Aufmerksamkeit. Dies Publikum verstand offenbar vorzüglich deutsch. Das Anekdotische amüsierte, jede Pointe ward aufgefangen. Man zeigte sich sehr dankbar am Schluß, und nach 25 einiger Unterhaltung mit den Vorstehern führten meine beiden Elsässer mich im Taxi zum Hotel zurück. Wir sprachen dabei über die Dichter ihrer Provinz, über Flake und Schickele, über den lyrischen Frühling, der dort keimte und der vom 30 Kriege hinweggerissen worden. –

Wie, keine Abendtoilette nötig? Für das Diner im Cercle Littéraire International, der Pariser Niederlassung des Pen

Club, war ausdrücklich Straßenanzug vorgeschrieben, und wirklich trug der Abend, sehr im Gegensatz zu dem hochfiziellen Frackbankett in London, unter Galsworthys Vorsitz, vor zwei Jahren, das Gepräge der Bequemlichkeit und sogar der Primitivität, denn die Aufwärterinnen legten seelenruhig das benutzte Besteck auf deinen Platz zurück, wenn die Teller gewechselt wurden. Das Klublokal in der Passage des Favorites ist besonders ansprechend: Der Speisesaal hat eine Galerie, von der man aus dem darübergelegenen Bibliotheks- und Konversationsraum auf ihn hinabblickt.

Eine Menge Menschen und Namen: Jaloux und Jules Romain, mit seinem stark und einfach geschnittenen, freundlichen Gesicht, das etwas Bäuerliches hat, François Mauriac, der schwarzbärtige Benjamin Crémieux, Präsident des Klubs, Walter Hasenclever, Verfasser des »Sohnes« und Svedenborg-Herausgeber, der jetzt in Paris lebt, Professoren, Damen, Zifferer, Du Bos, Mlle. Weiß, Herren der deutschen Botschaft, Bertaux, Iwan Goll und seine Frau, Claire, die jetzt mit dem merkwürdigen Roman eines Schwarzen: »Der Neger Jupiter raubt Europa«, hervorgetreten ist.

Die Tafel war in offenem Viereck aufgestellt, man saß eng und gemütlich und erfreute sich eines guten weißen Landweins in Karaffen. Ich hatte Jaloux zu meiner Linken, Jules Romain zur Rechten, Schestow in der Nähe. Romain, der glückliche Autor des »Doktor Knock«, ist ein viel feinerer Poet, als das große Publikum in Deutschland weiß. In »La vie unanime« erreicht seine Lyrik an geheimnisvoll-durchdringender Simplizität beinahe Verlaine.

»Je me sens tout fatigué;
Mes lèvres tremblent un peu.
C'est comme si je venais

30

De donner trop de baisers.

Au fond de moi on a peur . . .«

Sein Versdrama »Cromedeyre-le-vieil« macht begreiflich, daß Claudel ihn nennt und liebt. Es ist nicht fern der Sphäre von »L'annonce faite à Marie«, nur derber, weniger seraphisch, im Volkstümlichen lustiger. Der Mann hat Humor, sein Gesicht verrät es gleich, und im Gespräch reicht er mit verschmizzter Anspruchslosigkeit rasch zugeschnittene witzige Definitionen hin. Das Talent eines sehr berühmten Kollegen bestimmte er als »Anämie, – ohne ihre Vorzüge«. Ich mußte lachen, zumal ich sehr der Sentenz zuneige, daß Güte ohne Humor Anämie ist.

Die Unterhaltung mit dem besinnlich in sich gekehrten Jaloux war eingehender. Er erzählte ein wenig von seiner Herkunft, die wir der meinigen verwandt fanden, von der derb materiellen Kultur seines Marseiller kaufmännischen Heimatmilieus, gegen das der werdende Schriftsteller sich früh in Opposition befunden. Die »Buddenbrooks« hätten ihm viel Vertrautes entgegengebracht. Sonderbar! Es war nicht das erstemal, daß mir das im Auslande gesagt wurde. Wirklich ist, was man für das Deutsche halten möchte, zuweilen das Internationalste. In der Schweiz, in Holland, in Dänemark habe ich junge Leute und Familiensöhne ausrufen hören: »Dieser Prozeß der Entbürgerlichung durch Differenzierung, durch ein Überhandnehmen der Sensibilität – genau wie bei uns!«

Sehr merkwürdig und reich ist der französische Begriff der »sensibilité«, – zugleich wörtlicher und allgemeiner zu verstehen als unser Fremdwort. Das Stammelement des »Sinnlichen« spielt eine größere Rolle darin, und zwar einer zum Rausch und zum Untergange geneigten Sinnlichkeit, des Romantisch-Dionysischen also: der Begriff umfaßt den Komplex

30

von Schönheit, Lust und Tod als Gegensatz zu dem von Zucht, Ordnung, Klarheit, Vernunft, Moral, und so gebrauchte ihn Jaloux, als er den tragischen Sieg der sensibilité im »Tod in Venedig« zu lieben erklärte. Den deutschen Gegensatz des Romantischen und Klassischen besitzen die Franzosen vollkommen unter dem Namen des Widerstreites von sensibilité und raison, und wir kamen überein, daß das Problem des deutsch-französischen Verhältnisses, der Verständigung und des Ausgleichs zwischen den beiden Völkern zu diesem feindlichen Begriffspaar in engster Beziehung stehe. Man ist ziemlich weitgehend gewöhnt – und zwar auf beiden Seiten –, Frankreich als den Vertreter des klassischen und Deutschland als den des romantischen Prinzips in Europa aufzufassen. Es ist aber festzustellen, daß diese Anschauung der geistigen Begegnung der Nationen nicht nur nicht förderlich ist, sondern daß sie auch tatsächlich stark zu veralten begonnen hat. Einer gewissen Germanisierung des französischen Geistes entspricht eine ebenso wahrnehmbar fortschreitende, wenn auch ebenso bedingte Verwestlichung des deutschen Sinnes, und eine bewußte Selbstkorrektur auf beiden Seiten, eine Art von wissenschaftlichem Rollentausch möchte ein übriges tun, so daß Deutschland von der Seite der klassischen raison, Frankreich von der romantischen sensibilité her einander finden könnten.

So unsere Übereinkunft. Auch von Romain Rolland war die Rede, und ich hatte wieder festzustellen, daß die Bewunderung, die man ihm in Frankreich zollt, der unsrigen nicht gleichkommt. Da man ihn als artiste-créateur, als Gestalter, als Plastiker, nicht für voll nimmt, glaubte ich desto eher auf volle Zustimmung rechnen zu können, wenn ich ihn als analytischen Schriftsteller, als Kritiker, herausstrich und etwa die Seiten im »Jean Christophe« pries, die dem künstlerisch-literarisch-politischen Leben des Vor-Kriegs-Paris gewidmet sind.

Aber Jaloux fand sie nur »très exagérés«. – Ferner von John Galsworthy, über dessen vollendete persönliche Liebenswürdigkeit wir einig waren. Ich erzählte lachend, daß die Londoner Presse mich seinerzeit als »The german Galsworthy« eingeführt habe, aber Jaloux war nicht einverstanden. Galsworthy sei nicht »künstlerisch« genug, als daß der Vergleich passen könnte. Wäre es denkbar, daß dieser Franzmann, wenn gerade der Engländer sein Nachbar gewesen wäre, umgekehrt geurteilt hätte? Auf jeden Fall ist es merkwürdig, wie fest in Franzosenköpfen der Begriff des »Künstlerischen«, des »Artistischen«, noch heute sitzt, – viel fester als in den von der Weltrevolution früher und unmittelbarer ergriffenen Ländern, wo er kaum noch Lebensmöglichkeit besitzt und wo man längst ganz andere Sorgen hat als das »Künstlerische«. Flaubert konnte es als den Gegenbegriff des Bürgerlichen empfinden; heute ist es ein bürgerlicher, ein konservativer Begriff. Flauberts Kunstidealismus ist nicht denkbar ohne die »Rente«, die niemand mehr hat. In Frankreich aber scheint die artistische Idee der Rentenlosigkeit standzuhalten. Selbst zur Zeit der »Betrachtungen« hat man mich dort damit verteidigt, daß ich »gleichwohl sehr künstlerisch« sei: eine völlig ungültige Entschuldigung bei uns, wo die Qualitätswürdigung eines als feindlich Empfundenen heute unmöglich und jedes Urteil parteimäßig bestimmt und gefärbt ist. Die europäisch gerichtete »Nouvelle Revue Française«, die von dem alten G. Clémenceau politisch gewiß nicht viel wissen will, hat sein Demosthenes-Buch mit vollkommenem Freisinn gelobt und es groß genannt. Man stelle sich vor, daß unsere Rechtspresse ein Meisterwerk erhöbe, das eines ihr nicht genehmen Geistes voll wäre! Oder umgekehrt! Aber das Umgekehrte, die Niveausachlichkeit der deutschen bürgerlich-demokratischen Kritik, die auf »Bildung« noch immer mehr als auf Politik sieht, ist wohl eher

denkbar, und wir haben da abermals und wiederum das Problem der »Freiheit«, die tief problematisierte Idee der Freiheit und Gerechtigkeit, die – man verzeihe das harte Wort! –, die liberale Idee, an welcher, wenn sie noch einmal, aufs neue, auf neue Weise, erstarkte, nach dem Glauben einiger weniger die 5 Welt genesen könnte. –

Es war so gemütlich gewesen, und nun, ganz am Ende der Mahlzeit, entfaltete Crémieux doch noch ein Manuskript, um zu reden, obgleich meine Nachbarn nicht geglaubt hatten, daß es geschehen werde. Er las seine wohlgepflegten Begrüßungs- 10 sätze vom Blatt, wie das im Westen fast durchaus die Regel ist: man läßt es ungern auf das Ungefähr der improvisierten Rede ankommen – die literarische Form über alles! Oder eigentlich nicht dies, denn die Form ist dem Gedanken nicht übergeordnet, womit die wirkliche rhetorische Windbeutelei begönne, 15 sondern ein Gedanke gilt erst dann als ausgedrückt, er wird zum Range des Gedankens überhaupt erst erhoben, wenn er vollkommene literarische Form gewonnen. Daß in Frankreich viel abgelesen wird, ist Zeichen einer lebhafteren Achtung vor der Sprache und damit vor dem Gedanken, als bei uns üblich 20 ist. Ländlich, sittlich; aber besonders sittlich kann ich das deutsche »Von-der-Leber-weg-Reden«, d. h. die Sprach- und Gedankenschlamperei, nicht finden.

»Sie brauchen nicht zu antworten«, sagte Jaloux. Aber alle sahen sich nach mir um. Crémieux kam zu mir und sagte: »Sie 25 sind vollkommen entschuldigt, wenn Sie schweigen; Sie müssen müde sein, vous aurez la gorge sèche.« Aber alles wandte die Köpfe nach mir. So stand ich denn auf und rief: »Meine Damen und Herren, man weiß nachgerade in Paris oder doch in diesem lebenswürdigen Kreise, daß ich die schlechte Gewohnheit 30 habe, deutsch zu sprechen. Nun, ich habe gute Erfahrungen damit gemacht, mich guter Gespräche erfreut auf diese Weise.

Meine Partner haben französisch gesprochen, und ich habe deutsch gesprochen, und wir haben einander ausgezeichnet verstanden. Lassen wir das symbolisch sein! Fassen wir es auf als Symbol für das Europa, auf das wir hoffen und an das wir 5 glauben! Es wird weder ein französisches Europa sein noch ein deutsches. Wir werden französisch sprechen, und wir werden deutsch sprechen, und wir werden einander dennoch gut verstehen!« – Großes Händeklatschen. Man muß diesen Leuten Pointen schnitzen, das haben sie gern. Es war aber eine aufrichtig 10 ernstgemeinte Pointe, und sie wurde auch so verstanden.

Auflösung der Tafelrunde. Meine Gefährtin versicherte, sie habe sich mit ihrem Tischherrn, Professor Meillet vom Collège de France, ganz ungewöhnlich gut unterhalten. Er hat eine indoeuropäische Grammatik geschrieben, die höchsten Rufes 15 genießen soll, und beschäftigt sich hauptsächlich mit den alten slawischen Sprachen. – Gedränge und lautes Geplauder beim Kaffee droben in der Bibliothek, im Zigarrenrauch. Benommenheit vom Weißwein und vom Trubel. Welche Fülle der Gesichte! Mit einzelnen weiß ich gar nichts mehr anzufan- 20 gen. Da war im Nebel ein seltsam exotischer, älterer kleiner Mann mit ungeheurer Stirn – er hieß Benrubi und war Philosoph, ich bin im Besitz seiner Karte. Habe ich ihm irgend etwas versprochen? Der Himmel weiß es, und der Meister möge mir verzeihen, wenn ich mein Wort nicht halte, – ich habe keine 25 Ahnung mehr, welches ich gegeben. Ein Amerikaner kannte etwas von mir. Es war der »Untertan«. Ich steckte seine Komplimente vorläufig ein, gebe sie aber hiermit an die große Adresse weiter, der sie gebühren und von welcher in einem Gespräch mit Iwan Goll und seiner Frau sehr anregend die 30 Rede war. Wir fanden es merkwürdig, wie bei uns Brüdern das Deutsche und das Romanische im künstlerischen und politischen Ausdruck sich überkreuze. In seiner politisch-sozial-

kritischen Anlage schlage bei jenem das blutmäßig Romani-
sche viel stärker durch als bei mir, dem »Unpolitischen«. Künstlerisch genommen aber sei ich im Grunde den Franzosen
näher und vertrauter als er, nämlich kraft meiner »Bürgerlich-
keit«, das heiße: eines Konservativismus, der, selbst wenn er
sich nur ironischerweise behauptete, ihren klassischen Sinn an-
spreche, während mein Bruder weit mehr mit dem deutschen
Expressionismus zu schaffen habe. Es war sachlich amüsant, zu
finden, daß jemand deutscher sei als ein anderer, weil er revo-
lutionärer sei. Aber wie heute die Dinge liegen, ist wohl etwas
daran, und zweifellos wird in Frankreich die dem Osten nähere
geistig-geographische Lage Deutschlands als ein Vorteil für
uns empfunden.

Mittwoch, den 27. – Oh, auch von Paris haben wir nun etwas
gesehen, dank der Fürsorge der Herren Zifferer und Viénot,
zweier leidenschaftlicher und intimer Kenner der Stadt, die auf
eine für amerikanisch-deutsche Begriffe so glücklich-befremd-
liche Weise den Charakter der Weltstadt mit dem der alten
Stadt, der tief-historischen Kultur vereinigt. Hier fehlt der Ge-
gensatz der kolonialdeutschen Modernität Berlins zur kultu-
rellen Würde der Provinzzentren. Die Weltzivilisation tobt
und flittert in Paris nur obenauf; weiter innen ist alles Kultur,
Historie, Alter.

Unsere Führer sorgten vor allem dafür, daß wir einen fran-
zösischen Chauffeur gewannen; sie mußten mehrmals fragen:
die zuerst Angesprochenen gaben mit verschämtem Kopf-
schütteln zu, sie seien »weit her«. Wir kamen leidlich herum,
sahen, immerfort haltend, schauend und eintretend, wohl dies
und das, was nicht jeder sieht. Man kennt gewiß die kleine
Kirche Saint-Julien-des-Pauvres aus dem 13. Jahrhundert, er-
baut auf Trümmern des 6., vor deren Eingang der merkwür-

dige alte Brunnen steht, der auch seine siebenhundert Jahre
gesehen. Aber war man auch in dem zugehörigen Gärtchen, in
das man aus der Kirche linkshin hinaustritt und das die Aus-
sicht auf Notre-Dame bietet: eine völlig ungestörte und idyl-
lische Aussicht, die nichts von der Weltstadt, überhaupt von
nichts Neuem und Gegenwärtigem weiß, sondern den Sinn
mit reiner Abgeschiedenheit und historischer Stille berührt?
Wenn jeder es kennt, so bitte ich um Entschuldigung. Auf
jeden Fall hat der Ort etwas Überraschendes und Verwun-
dliches, und meine Erinnerung zeichnet ihn besonders aus –
zusammen etwa mit dem Cluny-Museum, dessen Sammlun-
gen ich gar nicht gesehen habe. Es ist aber auf antiken Ther-
men erbaut, und wenn man hinten herum durch den Garten
geht und aus dem 15. Jahrhundert – denn aus dieser Zeit
stammt das gegenwärtige Haus – plötzlich das römische Ge-
mäuere hervortritt und man durch ein Eisengitter in das sta-
tuenbesetzte Atrium eines Palastes aus Marc Aurels Tagen
blickt, so fühlt man sich recht traumhaft eingenommen; man
kehrt wohl noch einmal um, wenn man schon weggetreten,
um noch einmal so, unter leichtem Leibziehen, durch die Jahr-
hunderte zu sinken und durch das Gitter noch einmal auf den
staubig-steinernen Spuk zu blicken, der dort, unzugänglich,
aber wirklich, in starrem Schlafe beharrt.

Dies und jenes war wohl das Beste. Aber ich habe den Kopf
voll von Renaissance- und Barockarchitektur, von Formen-
glanz, in welchem oft die Stile verschiedener Jahrhunderte so
harmonisch zusammenwirken, daß es in seiner Selbstverständ-
lichkeit zum Verwundern ist: wie im Falle der Kirche Saint-
Sulpice, die seit dem 10. in beinahe jedem Jahrhundert neu
erbaut wurde und neben einem Turm aus dem 17. einen zwei-
ten hat, den nördlichen, dessen Geschmack in aller Naivität
hundert Jahre jünger ist, ohne daß man den leisesten Anstoß

daran nähme. Da war das Palais du Luxembourg mit seinem alten Parke im Silberlicht und dem vornehm ausladenden Bassin der Fontaine Médicis. Der Palast ist ja Sitz des Senates, und ich erinnerte mich, dies sei also das Wirkungsfeld des unangenehmen Herrn Poincaré, hörte aber, daß wirklich niemand sich um den Mann mehr kümmere und daß er selbst hier, seit Jahr und Tag, den Mund nicht mehr aufgetan habe.

Schön ist der runde Platz vor dem Pantheon, gebildet von der Bibliothèque des Génovéfains, der École de Droit und der Mairie dieses Arrondissements. Schön die Hügelstraße an der romanisch-gotischen Renaissancekirche St.-Étienne-du-Mont vorbei, hinab zur Sorbonne, ein alter Römerweg, jetzt Rue de la Montagne Sainte-Geneviève. Traumweise ist mir, als seien wir ein Stück weit ins »Institut« vorgedrungen, die Akademie am Quai Malaquais, und die runde Stiege der Bibliothèque Mazarine schwebt mir vor, charaktervoll gedrungen. Was für ein glänzender Hof, der des Hotel Carnavalet, wo gegen Ende des »grand siècle« Madame de Sévigné mietweise wohnte – gerade der Doré-Dornröschen-Glanz war das, von dem wir in Mainz einen Vorgeschmack bekommen. Aber in klarster Erinnerung, ich weiß nicht, warum, steht mir der Platz, der durch die Jahrhunderte viele Namen hatte: Place royale, place des Fédérés, place de l'Indivisibilité, und der seit 1800 Place des Vosges heißt, zu Ehren des Vogesen-Departements, weil es als erstes seine Steuern gezahlt hatte! Er war einmal Roßmarkt, dieser Platz, aber Heinrich IV. hat etwas ganz Nobles aus ihm gemacht, prächtige, rote, giebelige Herrschaftshäuser herumgestellt, die eigentümlich niederländisch anmuten, und ihn zum Mittelpunkt des geselligen Lebens erhoben. Berühmte Duelle wurden hier ausgefochten, zum Beispiel das Duell Guise-Coligny und andere der Art, wie Mérimée sie in der »Bartholomäusnacht« beschreibt. Das majestätische Reiterstandbild

Ludwigs XIII. steht auch auf dem Platz, und in einem der roten Herrschaftshäuser wohnte einst Victor Hugo.

Auf der Fahrt durch die Stadt kamen wir an Ruinen vorbei, zu Schutt zerstörtem Mauerwerk, und mir wurde bedeutet, das hätten jetzt kürzlich die weittragenden deutschen Geschütze, das im Walde von St. Gobain aufgestellte 21-cm-Kaliber, gemacht. Ich hatte mir nicht vorgestellt, daß sie wirklich solchen Schaden gestiftet hätten, mir eingebildet, sie hätten mehr der Reklame gedient. O nein, es ist zeitweise täglich eine regelrechte Beschießung gewesen, zu bestimmter Stunde, und die Pariser haben auch Verständnis dafür gehabt und sich nicht hochgradig aufgeregt – was wollen Sie, das ist der Krieg, man konnte die bestrichene Zone ja meiden. Geärgert haben sie sich nur und laut geschimpft, wenn die Geschosßbahn plötzlich verlegt worden ist, das hat sie nervös gemacht. Viénot sah beiseite, während ich so berichtet wurde, und die Trümmer betrachtend murmelte ich die Anführung des französischen Wörterverzeichnisses vor mich hin, die mir in diesem Zusammenhange am Platze schien, nämlich »désagréable«. Aber es gibt ja auch in deutschen Landen allerlei Denkzeichen, die den Herren Nachbarn désagréable sein könnten, und dies bedenkend wandelte ich im Vorüberfahren meine Miene ins Eherne, nicht anders, als hätte ich selber das 21-cm-Kaliber konstruiert.

Im ganzen, es war eine dankenswerte Spazierfahrt. Wir frühstückten Austern und Graves danach im Café d'Orsay, wo die Stunde des stärksten Besuches schon vorüber war und wenige Leute nur noch bei Mokka und Benediktiner ausharrten. Nicht weit von uns, an einem der weißen Tische, saß unter Freunden eine Frau, die mitten in dem vergoldeten Spiegelsaal an offener Brust ihr Kind stillte. Ein südlich-natürliches Bild, bei uns kaum denkbar und auch hier überraschend.

Besuche am Nachmittag, ein eigenwilliger und einer, zu

dem man uns anhielt: Henri Lichtenberger führte uns zu Mme. Menard-Dorian, der »Enkelin Victor Hugos«. Dieser Ehrentitel ist nun freilich ein kleiner Euphemismus, Madame Menard ist schlechterdings nicht mit Victor Hugo verwandt, ihre Tochter, jetzt Gattin des Malers Herman Paul, war früher einmal die Frau Jean Hugos, des Enkels und Erben des Dichters, das ist alles. Immerhin, die Beziehung ist da, auch allerlei persönliche Andenken an den Autor von »Hernani« gibt es in dem reichen und bequemen Privathause der Mme. Menard-Dorian an der Rue de la Faisanderie, nicht weit von der Avenue Du Bois, und vor allem wahrte die bürgerlich-vornehme, weißhaarige alte Dame, die uns in ihrem großen Salon so liebenswürdig empfing, aufs tätigste die in dem Namen Hugo beschlossene politische Überlieferung als eifrige Teilnehmerin an allen linksbürgerlich, freimaurerisch-pazifistisch bestimmten Organisationen, Zirkeln und Kongressen, zum Beispiel als Mitglied der »Ligue des droits de l'homme«. Ich hörte, sie sei eine so enragierte Atheistin, daß sie jedem, der es wage, Gott vor ihr zu nennen, die Douche verordne. Das gibt es nur in katholischer Sphäre – wie denn etwa auch gewisse skeptische Lästerungen bei Anatole France den Protestanten befremden. Wir kennen nicht diese Erbitterung gegen Gott, nicht diesen Fanatismus des Unglaubens, der in katholisch-antikatholischem Bezirke gedeiht. Sind wir also frömmer oder nur lauer, oder ist unsere Skepsis vielleicht die tiefere? Gott weiß es – hätte ich fast gesagt, und wirklich ist das sehr zweifelhaft; denn wir wissen ja, daß der französische Skeptizismus nicht so leicht halt macht und in mehr als einem Falle jene Kreisbahn durchmessen hat, die über das Nichts, wenn nicht gerade zu Gott, so doch zur katholischen Kirche zurückfindet – was denn freilich wieder recht unprotestantisch ist. Denn wir können uns zwar Gott ohne die Kirche vorstellen, aber nicht die Kirche ohne Gott,

sans la foi – ein politisches Kunststück, dem wir uns nicht gewachsen fühlen.

Eine italienische Dame war da, ausgewiesen von zu Hause oder doch unmöglich dort und flüchtig; ich saß neben ihr, und sie versicherte, der Faschismus, der vorwärts müsse, bereite den Krieg. – Den Krieg gegen wen! – Gegen Frankreich. Auch die anderen erklärten, viele Anzeichen sprächen dafür. Ich fand es recht ehrgeizig von Italien, daß es den ersten militärischen Sieg seiner Geschichte ausgerechnet über Frankreich davonzutragen beabsichtige, und ich glaube, was französisch war, schmunzelte. Gibt es einen Pazifisten, der nicht ein wenig geschmeichelt wäre, wenn man seinem Lande ein militärisches Kompliment macht? Ich möchte nur gefragt haben.

Zwischendurch zeigte die Hausfrau sich besorgt um Deutschland, um seinen Eintritt in den Völkerbund. Würde er bald erfolgen? Da ich es in der Zeitung gelesen hatte, durfte ich sie mit gutem Gewissen beruhigen: »Il me semble absolument sûr, madame, que l'Allemagne entrera bientôt.« Ich wunderte mich, daß sie es nicht auch in der Zeitung gelesen hatte.

Zu Iwan Schmeljow von da, dem russischen Dichter und Dulder, der »Die Sonne der Toten« geschrieben hat, dies grauenvolle und dennoch in den Glanz der Dichtung getauchte Dokument aus der Zeit, da die roten Glücksbringer die Krim »mit eisernem Besen kehrten«. Aus dem üppigen, mit duftenden Hölzern getäfelten, mit Teppichen belegten Pariser Bürgerheim in die äußerste Eingeschränktheit, eine Armeutwohnung der Rue Chevert, im VII. Bezirk, drei Zimmer mit Küche und kahlem Vorplatz, die Dürftigkeit atmen. Die Nichte des Schriftstellers öffnet uns, eine junge Frau, die ihren Mann auf irgendeine gräßliche Weise verloren hat und deren Söhnchen in dem Zimmer, in das sie uns vorläufig einläßt, am Wachstumische sitzt und Briefmarken klebt. Das blasse

Knäbchen geht sonst zur Schule und kann schon recht gut Französisch, krankt aber an den Folgen seiner Erlebnisse in der großen, geliebten, grauenvollen Heimat und muß zu Hause bleiben, wo es sich langweilt und sitzt und klebt. Seine Mutter meldet uns inzwischen dem Onkel – mein Gott, es dauert 5 lange, der Dichter ist einsam und nervös, vielleicht fühlt er sich überrumpelt, verwirrt, ein Kleidungsstück muß vielleicht gewechselt, das Zimmer etwas geordnet werden – quälen wir ihn? Und doch haben wir in der Miene der Nichte, als wir uns vorstellten, zu lesen geglaubt, daß er sich freuen werde. 10

Er freut sich – sein Entgegenkommen im engen Raum des Arbeitszimmerchens, sein Blick, sein Händedruck lassen uns nicht daran zweifeln. Ich bin erschüttert, wie ich dann bei ihm sitze, an dem improvisierten Notbehelf von Schreibtisch, und in dies zerfurchte, abgezehrte Gesicht im weißen Barte blicke, 15 in das jene Greuel sich eingezeichnet haben, die man in der »Sonne der Toten« nachlesen mag, wenn man Mut hat, und das einem Manne von fünfzig Jahren gehört, aber fünfzehn Jahre älter erscheint. Meine Erschütterung geht in Scham über, als er es ausspricht, daß er mich, den Altersgenossen, »jung und 20 stark« findet, und in bitterer Verachtung an seiner eigenen Mitgenommenheit vergleichsweise hinunterweist. Ich muß an die Stelle denken in seinem furchtbaren Roman, wo er sagt, während an der Wolga zehn Millionen Menschen vor Hunger krepieren und Leichen fressen, hätten wir andern Völker gegafft wie ein junges Studentchen bei einer Demonstration, voll Neugier, was aus dem »Experimente« wohl werden möge. Er hat etwas Erregtes und Schreckliches, besonders da er mit der Sprache kämpft. Er spricht weder Deutsch noch eigentlich Französisch und sucht, was ihm an Möglichkeit des Ausdrucks 30 fehlt, durch verstärkte Tongebung und heftige Bewegung seiner blassen Krankenhände zu ersetzen, was meine Erschütte-

rung verstärkt. Die Nichte muß ihm helfen. Mit verminderter Stimme fragt er sie zwischendurch auf Russisch, wie dies und jenes französisch zu sagen sei und wiederholt ihre Auskunft dann, wieder zu mir gewandt, fast schreiend und unter Gesten. 5 Er spricht von Paris, wo er nicht arbeiten kann. Der Winter ist hinzubringen, das Frühjahr zu ersehnen, um welche Zeit er mit den Seinen irgendwohin ans Meer, in die Nähe von Biarritz etwa, zu gelangen hofft, wo es besser sein, besser gehen wird. Sein Buch, das ich bewundere, er schenkt es mir; erregt und 10 langsam schreibt er hinein, was die glatte, die fix und fertige Sprache des Westens ihm an die Hand gibt: etwas von »grande admiration« und »les plus sincères sentiments« und auch seinen Namen französisch: Chmélow.

Von allem zu schweigen, was Menschen wie dieser physisch 15 erlitten, was sie an Greueln mit Augen haben sehen müssen – mit letztem Erbarmen und letzter Ehrfurcht durchdringt uns erst die Vorstellung ihres ideellen Elends, der teuflischen Demütigung und Vernichtung des revolutionären Idealismus, von dem jeder höhere Russe erfüllt war und der durch das 20 Erlebnis menschlich-viehischer Wirklichkeit in den Kot gezogen wurde. Die bitterste soziale Skepsis, den blutigen Hohn auf die »febris revolutionis« der Grünschnäbel, der auf manchem Blatte der »Sonne der Toten« sich kundgibt, als Weichlichkeit, Charakterschwäche, nichtssagende Empörung eines 25 individuellen Opfers abzutun, ist nichts als unwissende Literatur und der Dünkel der Abstraktion. Erlebe, was diese Menschen erlebt haben, und dann »glaube« noch an die »Idee«! »Ich denke«, sagt jemand bei Schmeljow. »Ich denke immer: wieviel Material! Und welcher Beitrag zur Geschichte ... des Sozialismus! Seltsame Sache: Die Theoretiker, die Wortdrechsler haben nicht ein Nägelchen zum Bau des Lebens beigetragen, nicht ein Tränchen haben sie der Menschheit getrocknet,

wenn sie auch auf ihren Lippen stets die Arbeit am menschlichen Glücke führen ... aber welch blutbefleckte Sekte! ... Ich habe es ausgerechnet: in der Krim allein, in kurzen drei Monaten, waren es an Menschenfleisch, das ohne Gericht – ohne Gericht! – erschossen worden ist, achttausend Waggons, neuntausend Waggons! Dreihundert Eisenbahnzüge! Hundertvierzigtausend Tonnen frischen Menschenfleisches, jungen Fleisches! Hundertzwanzigtausend Köpfe! Menschenköpfe! Auch die Menge von Blut habe ich ausgerechnet, nach Eimern, wenn Sie ... gleich, ich habe es in mein Taschenbuch ... hier ... man könnte eine Albuminfabrik darauf gründen ... für den Export nach Europa ... Ach, ist denn jetzt nicht alles einerlei! Schon Dostojewski hat von der Million Menschenköpfe gesprochen, welche die kühnen Erdreister als Ausgabe für das »Experiment« aus den menschlichen Vorratsspeichern buchen werden; aber er hat sich in der Buchführung geirrt: sie haben die Ausgaben um zwei Millionen überschritten und sie auch nicht aus der Weltenvorratskammer genommen, sondern aus der kleinen russischen Vorratskammer allein. So sieht es aus – das »Experiment«! Die Erdreistung der aufrührerischen Laus, die mit blutunterlaufenen Augen die Leere des Himmels erschaut hat! – Was aber, armer Schmeljow, hat der Weltkrieg, der eine bürgerliche Veranstaltung war, an Menschenfleisch gekostet, und wieviel Albuminfabriken könnte man mit dem durch ihn verschütteten Blute gründen – verschüttet durch Leute, die entweder den Himmel nicht leer sahen, sondern an irgendeinen Preußengott oder high-church-Gott glaubten oder bürgerlich-freimaurerische Atheisten waren, wie Mme. Menard-Dorian, die gastliche Kongreßdame? Was fängt man mit den stolzen Ziffern und Summen an, die die Statistik des Krieges an die Hand gibt? Da sie zu groß sind, als daß man sie von der Summe der Revolutionsopfer abziehen könnte, wird man sie wohl hin-

zuaddieren müssen, denn irgend etwas haben diese Summen, das bourgeoise und das proletarische Blutkonto, offenbar miteinander zu tun, und die Bourgeoisie hatte angefangen.

Soll man sich von den Gesichtern der Entmenschtheit, die sich in Ihre abgekehrte Miene eingezeichnet haben, Iwan Schmeljow, in die andere Alternative, ins strikt Bürgerliche, Reaktionäre drängen lassen? So ganz das Wahre ist der freimaurerische Kongreßpazifismus wohl auch nicht mehr, wenn er es jemals war, und es genügt heute, irgendeine Note der Sowjets an die Regierungen des kapitalistischen Westens und des »Völkerbundes« zu lesen, um zu fühlen, auf welcher Seite die Idee ist und auf welcher die Überalterung, das Flickwerk, das Nicht-ein-und-aus-Wissen. Sind die Ideen überhaupt des Teufels – da es ja keine historische Idee gibt, die nicht von oben bis unten mit Blut bespritzt uns vor Augen stünde? Nie hat die Menschheit mit ihrem Blute gegeizt, wenn es Ideen galt, und ewig wird vielleicht der Pazifismus sich lächerlich machen mit seiner Betulichkeit angesichts dieser Tatsache. Sie sind auf die allerviehischste Weise von der »febris revolutionis« und vom »Glauben« kuriert worden, armer Schmeljow, und wahrhaftig, ich glaube auch nicht viel. Aber der Besuch bei Ihnen hat mich wieder empfinden lassen, wie furchtbar schwer es heute ist, sich anständig zu halten und zu stellen. Diejenigen, die es nicht schwer finden, sind nur eitle Bescheidwisser, die nichts als das Glück suchen, sich an der tête zu fühlen. Seinem Instinkt, seiner Natur folgen ganz einfach? Ja, aber nicht »ganz einfach«, sondern mit Vorsicht und Gerechtigkeit – mit jener Selbstkritik, die unsere bedingte Lebens- und Geistesform sich öffnen läßt dem, was wir nicht mehr sind, was nach uns kommt, der Zukunft. Man wäre nicht Schriftsteller, ohne die vortastende Kritik des Gedankens an der eigenen Form. Ein Musiker darf einfach sein, was er ist, er hat die reine Erlaubnis

zur Naivität. So etwa ist Richard Strauß Repräsentant und Exponent der bürgerlichen Kultur und nichts weiter – es ist genug. Auch ich bin »Bürger« – die tête-Halter und Bescheidwisser geben es mir schimpfweise täglich zu verstehen. Aber das Wissen selbst, wie es um das Bürgerliche heute geschichtlich steht, bedeutet schon ein Heraustreten aus dieser Lebensform, einen Nebo-Blick auf Neues. Man unterschätzt die Selbsterkenntnis, indem man sie für müßig, für quietistisch-pietistisch hält. Niemand bleibt ganz, der er ist, indem er sich erkennt. –

Noch einmal im Theater diesen Abend. Man spielte »Le dompteur ou l'Anglais tel qu'on le mange« von Alfred Savoir in dem kleinen Théâtre Michel, Rue des Mathurins, nahe der Oper – einem winzigen Häuschen für vielleicht 100 Personen, dessen ebenfalls zwergenhafte Logen durch leichteste Brustungsverschlüge vom Parterre abgeteilt sind. Das Sälchen war voll, das Zirkusstück hat allabendlich Zulauf, offenbar empfindet das Pariser Publikum es als sehr neu und kühn, obgleich es Wedekind ist und nicht viel darüber hinaus. Was aber darin über ihn hinausgeht, ist nicht sehr gut: es ist allerlei Allegorisches um den Konflikt von roher Kraft und Idealismus, von Liebe und Vergnügen herum, wodurch wohl eben die Illusion des tiefsinnig Dichterischen und Neuen beim Publikum erzeugt werden mag. Die Aufführung war unterhaltend: Mme. Spinelli, die Lulu des Stückes, der Erdgeist, la Femme avec majuscule, wie Crémieux schrieb, zeigt wunderbar negative Toiletten und versetzt, mit ihren stadtbekanntem vierzig Jahren, die Pariserinnen in Aufregung durch die erstaunliche Jugendfrische ihres Körpers. »Elle a accouché quatre fois, cette femme, mais regardez le ventre!« Auch der Mordskerl von Bändiger selbst macht gute Figur und frißt eine Banane in zwei Bissen. Was den Lord Lonstale betraf, so ließ sein eigentlicher

und sehr geschätzter Darsteller sich zum laut geäußerten Bedauern des Publikums wegen Krankheit entschuldigen. Herr Soundso, der für ihn eingesprungen sei, habe, so meldete der Regisseur, nur 24 Stunden Zeit gehabt, sich mit seiner Rolle bekannt zu machen, nicht genug, um sich recht darin zu befestigen. Er bitte um die Erlaubnis, seinen Text mit auf die Bühne zu bringen. Das tat er wirklich. Den ganzen Abend hielt er sein Rollenheft in der Hand, wie bei einer ersten oder zweiten Probe, gelegentlich hineinblickend, so daß sein Spiel sich natürlich auf bloße Andeutung beschränkte. Ich fand das abgeschmackt. Ein routinierter Schauspieler sollte doch binnen 24 Stunden die Situationen einer Rolle so weit beherrschen lernen können, daß er mit Hilfe des Souffleurs zu »schwimmen« vermag.

Bei Weber gegessen nachher und Heidsieck getrunken.

Donnerstag, den 28. – Einer der Subdirektoren des Hotels, eine Art von höherem Portier oder Manager in Schwarz, Schlüsselbewahrer unter anderem, ist ein literarischer Mann, der sich höchlichst für meine Anwesenheit interessiert. Er hat in den Blättern von mir gelesen, vor allem Bertaux' großen Artikel in den Nouvelles littéraires, und verlangt beständig nach dem Text meines Carnegie-Vortrags, den ich doch auf französisch nicht beibringen kann. Eben verhandelte ich, vormittags, mit ihm in der Réception, als ein Herr sich mir näherte, der sich als Sekretär des Herrn Dmitri Mereschkowski vorstellte. Herr Mereschkowski wünsche mich zu besuchen. Das war beschämend. Ich hatte gewußt und doch aus Kopfflosigkeit nicht bedacht, daß Mereschkowski in Paris lebe und daß es mir obliege, ihn aufzusuchen. Ich ließ ihn zum Tee bitten, um welche Stunde ich Dr. Ludwig Lewisohn, den Neuyorker Publizisten, und seine Gattin bereits erwartete.

Vorerst kamen Bertaux und Monsieur Pierre-Quint, einer der Chefs des Verlagshauses Kra, bei dem der »Tod in Venedig« erschienen. Wir fuhren in die Champs-Élysées, wo die Firma Kra uns in einem Restaurant namens »Cabaret« ein Austernfrühstück gab. Es galt die Besprechung großer Dinge, der Übersetzung aller meiner Arbeiten, einer Art von französischer Gesamtausgabe, die Kra, ermutigt durch die Teilnahme, die »La mort à Venise« gefunden, im Laufe einiger Jahre zu bewerkstelligen gedenkt. Großartige Situation! Wie komme ich dazu? Manche finden alles selbstverständlich. Tut man das aber nicht, so ist das Leben sehr aufregend.

Ein letzter Kopfsprung zwischendurch ins Geläufig-Improvisatorische, denn Bertaux, der über meinen Aufenthalt zusammenfassend schreiben will, verlangt interviewmäßige Auskunft über meine Eindrücke, und so heißt es denn noch einmal reden, reden. Von junger französischer Literatur sodann, dem früh verstorbenen Radiguet zum Beispiel und seinem Roman aus der Kriegszeit »Le diable au corps«, worin ein Fünfzehnjähriger ein Verhältnis mit einer Frau hat, deren Gatte an der Front kämpft. Pierre-Quint nennt Radiguet einfach »un petit malheureux«, aber ich möchte die eigentümliche moralische Kälte dieser Jugend nicht mit solchem Achselzucken abtun. Man denke etwa noch an die Episode in Gides »Faux monnayeurs«, wo irgendein junger Mensch sich den Spaß macht, den Koffer-Depotschein des Erzählers zu stehlen, das Gepäckstück auszulösen, es mit sich nach Hause zu nehmen, es zu öffnen, zu durchstöbern, sich einen Anzug daraus anzueignen, die intimen Tagebücher zu lesen, die er ebenfalls darin findet und die ihn über das Liebesleben seines Opfers unterrichten. Die Frechheit noch weiter treiben, heißt freilich fast schon mit ihr versöhnen: Der Witzbold begibt sich, angetan mit dem gemausten Anzug, zu jener Frau, wo er sein Opfer zu finden

erwartet und auch findet – munter tritt er ihm unter die Augen und begegnet vollem Verständnis für seine Schelmerei. Denn der Schriftsteller, weit entfernt, Wut aufzubringen über den absolut schamlosen Einbruch in sein Leben, fühlt sich ganz einfach »énormément amusé«.

Was ist das? »Unordnung«! Man kann nicht umhin, zu denken, daß, andeutungsweise gesagt, das geistige Frankreich, spät erreicht von der Welle analytischer und weltverändernder Erschütterung, die über uns alle hingeht, sich in einem Zustande moralischer Gleichgewichtsstörung und radikaler Problematisierung befindet, einer Verwirrung aller kürzlich noch klaren Begriffe von dem, was möglich und was nicht möglich ist, die diesem Lande klassischer Vernunft, das sich selbst noch jahrelang nach dem Kriege als das intakteste und konservativste Land Europas empfand, besonders kraß, befremdlich und unheimlich belustigend zu Gesichte steht. Man muß aber hinzufügen, daß es nur von der Tapferkeit des französischen Bewußtseins, d. i. von der Stärke und Naivität seines Schrifttums zeugt, wenn diese Erschütterung und Desorientiertheit hier literarisch mit besonderem Freimut zum Ausdruck kommt – denn vorhanden ist sie überall, und ein typisches kleines Beispiel von moralischem Bolschewismus fällt mir ein, das mir vor kurzem persönlich vorgekommen: Ich meine die – wirtschaftlich übrigens völlig uneigennützig und rein schabernackmäßige – Fälschung eines Beitrags von mir für eine Münchener Tageszeitung, bewerkstelligt mit aller Sorgfalt und gar nicht ohne Humor von einem natürlich jungen Menschen, der sich, um seinen Streich überhaupt zu ermöglichen, keinen Augenblick besonnen hatte, unter dem Begleitbrief die Unterschrift des angeblichen Absenders nachzuahmen. Die genasführte Redaktion, die sich vogelfrei fühlte und der unfrischen Auffassung war, bei der Fälschung einer Unterschrift höre der

Spaß auf, sie sei kriminell – was sie ja auch ist, aber was will das besagen! –, setzte den Staatsanwalt in Bewegung, ohne daß es bis heute gelungen wäre, den vorurteilslosen Spaßvogel festzustellen, dessen musterhafte Diskretion und Vorsicht gewiß weniger seiner Person als seiner Sache gilt, seinem guten bolschewistischen Spaß, der ihm verdorben wäre, wenn man ihn fänge. Gott schütze ihn – ich werde nicht müde, der Polizei meinen völligen Mangel an Rachsucht zu beteuern. Ich bin nichts weiter als zeitpsychologisch interessiert, énormément amusé – es gibt keine bessere Formel für mein inneres Verhalten – und versichere dem neuartigen jungen Mann, unter Hinweis auf die entwaffnende Unerschrockenheit jenes Fröchtchens bei Gide – meines unverbrüchlichen Stillschweigens und meines Einverständnisses mit ihm gegen die Häscher, falls er die Freundlichkeit haben sollte, sich mir zu erkennen zu geben. –

Nachmittags gepackt. Tee mit Mereschkowski und den Lewisohns im Speisesaal des I. Stocks, reisefertig. Traf den russischen Dichter, der mit seinem Buch über Tolstoi und Dostojewski einst auf meine zwanzig Jahre einen so unauslöschlichen Eindruck gemacht, im Begriffe, ihm entgegenzugehen, auf dem Korridor vor unserem Zimmer. Er ist graziler als die Mehrzahl seiner Landsleute, mit kurzgehaltenem, graumeliertem Vollbart und von fast eleganten Formen. Es bewegt mich, ihn mir in Person gegenüber zu sehen, und mit Widerstand erinnere ich mich des politisch entstellten Urteils über ihn, das ich neulich in einer deutschen radikalen Zeitschrift las: ein »überschätzter Kleinbürger« wurde er da genannt, den die Revolution »restlos enthüllt« habe. Ein Kleinbürger, der Autor des erschütternden und aufwühlenden Buches über Gogol, nur weil sein russisches Religiosentum, sein apokalyptisches Temperament ihn zwingt, im Bolschewismus den Antichristen

zu sehen und sein Vaterland zu meiden, dessen Seele ihm gefälscht und gemordet scheint. Ist alle Gerechtigkeit, aller Sinn für geistigen und seelischen Rang abhanden gekommen, der Politik zum Opfer gefallen? Und welcher Politik? Urteile wie das angeführte kommen von Literaten, denen der demokratische Pazifismus, welchen sie um 1918 »dem Geiste« gleichsetzten, heute nur noch ein Achselzucken und ein Gelächter ist und die mit Genugtuung erklären, in Frankreich stehe die ganze höhere Jugend auf der anderen, der »dynamischen«, der nationalen Seite, und wahrhaftig, wenn sie jung wären, sie stünden auch dort. Sie stehen dort. Man »trägt« wieder Militarismus heute, sei er nun faschistisch oder kommunistisch eingefärbt, und beim Himmel! mir soll es recht sein, wenn die fade Tyrannei von damals, gegen die ich reizbarer Tor die ganzen »Betrachtungen« glaubte schleudern zu müssen, heute schon literarisches vieux jeu ist und pazifistische »Gesinnung« nicht länger als Ersatz für Talent gilt: die Jahre, wo sie dafür galt, waren die unangenehmsten meines Lebens. Aber vielleicht sollte ein politisch-literarisches Geschmäcklertum, das immer nur auf »das Neueste« aus ist, den ernstesten und leidenschaftlichen Gewissenstiefgang eines Geistes wie Mereschkowski nicht mit Kleinbürgertum verwechseln. Eben jetzt haben die Sowjets ihren Erzfeind seiner letzten Subsistenzmittel entblößt, und ein Aufruf zu einer Hilfsaktion für ihn ergeht aus Frankreich. Mit Überzeugung und ohne Menschenfurcht habe ich ihn unterschrieben.

Er hat mir Bücher mitgebracht, eine kleine Kollektion seiner neueren Schriften mit Widmungen, darunter die »Weisheit des Ostens«, eine theologisch-mystische Aphorismensammlung über Ägypten und Babylon, eines der merkwürdigsten, profundensten und innigsten Bücher jedenfalls, die man dem religiösen Genie Rußlands verdankt. Er ist nicht glücklich in

Paris. Er lebe in einer Wüste, sagt er, und klagt über die Teilnahmslosigkeit der französischen literarischen Welt, die er ganz gegen meine Erfahrung für nationalistisch erklärt. Die fremde Sprache beengt ihn. Sie drücke das Ausdrucksniveau in einer Weise, daß man sich beständig wie ein Idiot vorkomme. 5 Unsere Unterhaltung geht, mit Hindernissen, deutsch und französisch durcheinander, ist eine gehemmte Andeutung dessen, was wir einander sagen möchten, ein kosmopolitischer Notbehelf, der ihn doch amüsiert. Es ist von seinem Tutench-Amon-Roman die Rede, nach dessen literarischen Lebensmöglichkeiten in Amerika er sich bei Dr. Lewisohn erkundigt und von dem ich hier und jetzt zum ersten Male höre, – nicht ohne Schrecken, denn ich habe einigermaßen verwandte Träume zu gestehen und der Amerikaner merkwürdigerweise auch. Mereschkowski ermutigt uns und will von Resignation nichts wissen. Das sei der Geist, sagt er, der allgegenwärtige, der an entlegensten Punkten das gleiche wecke. Eine schöne Idee, die in aller individuellen Vereinzelung die Einheit und Kameradschaft des Zeitgenössischen empfinden läßt. 20 Übrigens habe ich nie gefürchtet, daß irgend jemand, und sei er der Überragendste, mich durch die promptere Behandlung eines mir angelegenen »Stoffes« matt setzen könnte. Hätte ich es zu fürchten, meine Langsamkeit würde zur Dauerkatastrophe. Aber was ist »Stoff«! Das Persönliche ist alles. Der Stoff ist nur durch das Persönliche. Und meine allzu subjektive Art stellt mich wenigstens sicher gegen jede ernstliche Kollision mit Gleichzeitigem und schneller Fertigem.

Als Mereschkowski aufbricht, begleite ich ihn zur Garderobe und nehme dem Diener den Mantel ab, um dem großen Schriftsteller selbst behilflich sein zu dürfen. Ehrerbietung zu 30 erweisen gehört zu den größten Genugtuungen des Herzens. Ohne Heuchelei: es macht viel glücklicher, als Ehre zu emp-

fangen. Das beschämt, bedrückt, überlastet das Selbstgefühl, und man denkt nur abwehrend: »Kinder, Kinder!«

Noch leisteten Lewisohns uns etwas Gesellschaft, – ein originelles Paar: beleibt beide und klein, er aber brünett, mit 5 Papageienase und einem Zwicker darauf, sie blond und stutznäsiger, ihm gleich aber wiederum in Feinsinn, Humor und Herzensgüte. Ich hatte dem Gatten für einen gewaltig schmeichelhaften Artikel über den »Zauberberg« in der Neuyorker »Nation« zu danken, und damit war der literarische Streitpunkt der Eheleute berührt, denn einer ausgesprochenen Schwäche des Doktors für meine Schreibung steht die leidenschaftliche Bewunderung seiner Frau für Jakob Wassermann gegenüber, und das scheint erheiternderweise eine unerschöpfliche Quelle wertender Diskussion und kritischer Uneinigkeit in dieser sonst so harmonischen Ehe zu bilden. Wassermanns Popularität in Amerika ist außerordentlich; er verdankt sie besonders dem sozial-religiösen Zuge seines »Wahnschaffe« und noch mehr gewiß der echten Romanhaftigkeit seiner Produkte, einer Gabe des Fabulierens, durch die er uns 20 alle schlägt. Nicht umsonst hat er neulich essayistisch Einspruch erhoben gegen die »Entfabelung« des Romans, die im Gange sei, und die Unsterblichkeit der Fabel, des Geschichtenerzählens überzeugungsvoll verkündigt. Selbstverständlich hat er recht, und seine persönliche Stärke ist es, von der Krise, 25 in der sich der Roman als Form heute für unser aller Gefühl befindet und für welche »Entfabelung« nur ein halbwegs zutreffendes Wort ist, vergleichsweise wenig berührt zu sein. Sein rassenmäßig bestimmtes Elementar-Erzählertum macht ihn als Künstler konservativ und widerstrebt jener Auflösung ins 30 Geistige, die er als »Entfabelung« bezeichnet. Aber die Krise bleibt bestehen, und die Frage, ob der Roman alten Stils heute noch möglich ist, wird nicht aufhören, die Produktion versuchend zu beunruhigen ...

Man ließ uns allein zur letzten Ordnung unserer Angelegenheiten.

Der Orient-Express ging 7 Uhr 50. Vierzehn Stunden bis München. Wir hatten ebenso viele von Mainz hierher gebraucht. 5

Letzte, lange Fahrt durch das lichtscheuernde, reklameflamme Paris.

Der Orient-Express ist ein adeliger Zug, der König der Züge. Wer mit ihm reist, wird als hohes Mitglied der kapitalistischen Gesellschaft mit voller Auszeichnung behandelt, und das Souper im Speisewagen ist von einer Gepflegtheit, die ebenfalls von der Selbstachtung des Zuges zeugt. »M'sieur et dame –« 10 sagte der mit Kohle und großer Welt imprägnierte Schaffner, der uns die Betten bereitete ... In der Frühe, bei Ulm, als wir zum Tee gingen, sagte er: »Guten Morgen!« 15

[SIGMUND FREUD
ZUM SIEBZIGSTEN GEBURTSTAG]

... Gelegenheit, dem Schöpfer der psychoanalytischen Bewegung, Sigmund Freud, zu seinem 70. Geburtstag meine Ehrerbietung zu erweisen. Ich sehe in dieser Bewegung, weit über 5 alles Medizinische hinaus, eine geistige Erschütterung, deren Wellen heute überall hinreichen, und ein Hauptelement jener allgemeinen Revolution, die im Begriff ist, das Weltbild und Lebensgefühl des europäischen Menschen bis in den Grund zu 10 ändern ...

Thomas Mann
Große kommentierte Frankfurter Ausgabe
Werke – Briefe – Tagebücher

Herausgegeben von
Heinrich Detering, Eckhard Heftrich, Hermann Kurzke,
Terence J. Reed, Thomas Sprecher, Hans R. Vaget,
Ruprecht Wimmer in Zusammenarbeit mit dem
Thomas-Mann-Archiv der ETH,
Zürich

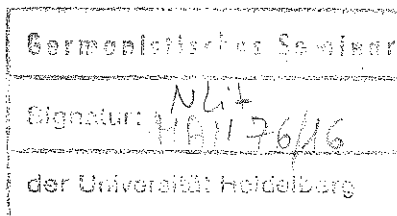
Band 15.1

Thomas Mann

ESSAYS II

1914–1926

Herausgegeben und textkritisch durchgesehen
von Hermann Kurzke
unter Mitarbeit
von Joëlle Stoupy, Jörn Bender
und Stephan Stachorski



S. FISCHER VERLAG

Frankfurt a. M.